

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1963



6



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1963

14. Jahrgang

Sechstes Heft — November / Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 10.–. – Einzelheft DM 2.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Bezieheren an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Muttergottes, Mitte 12. Jahrhundert, aus der Bodenseegegend

Neuerwerbung des Württ. Landesmuseums Stuttgart

INHALT

Warum mir das Neujahrswünschen wie
Spitzgras war
Von Karl Götz 201

Puppenstuben, Puppenküchen, Kinder-
läden
Von Albert Walzer 206

Zum Wiederaufbau von Schloß
Langenburg
Von Peter Haag 214

Schwäbisches Fuhrmannslied
Mitgeteilt von Ernst Häußinger 216

Brief eines Stiftlers aus dem Krisenjahre
1796
(J. F. Märklin an F. I. Niethammer)
Von Adolf Beck 217

Weihnachten
Gedicht von Werner Conzelmann .. 224

Genialische Spässe
Von Adolf Schabl 225

Ein Taugenichts im 18. Jahrhundert
Von Friedrich Fezer 230

Tragik der deutschen Demokratie
(zu Th. Heuss „Erinnerungen 1905
bis 1933“)
Von Ernst Müller 233

Buchbesprechungen 238

Warum mir das Neujahrswünschen wie Spitzgras war

Von Karl Götz

Es gibt für jeden Menschen ein paar Dinge, die ihm wie Spitzgras sind. Ein ganz besonders spitziges Spitzgras war mir als Bub das Neujahrswünschen. Aber eigentlich erst von einem ganz bestimmten Neujahrstag an. Doch ich will der Reihe nach erzählen. Mein Sprüchlein selber machte mir weniger zu schaffen, obwohl es mir ein bißchen altmodisch vorkam, und obwohl mir sein Sinn ziemlich dunkel blieb. Ich mußte den Leuten nämlich in einem Atemzug den gesunden Leib, den Heiligen Geist und das ewige Leben wünschen.

Den gesunden Leib ließ ich mir noch gefallen, denn an Zahnweh und Bauchweh hatte ich schon erfahren, was es heißt, am Leibe krank zu sein. Mit dem Heiligen Geist war es schon schwieriger. Wenn ich überhaupt eine Vorstellung von ihm hatte, dann war es eine äußerst ungenaue und zweifelsohne auch eine recht verkehrte, denn ich sah da eine Taube über kleinen, bläulichen und roten Flämmchen schweben, und diese Flämmchen züngelten beileibe nicht dort, wohin auch noch so kleine Flammen gehören, sondern sage und schreibe auf den Köpfen vollbärtiger Apostel. Ich konnte mir mit dem besten Willen nicht denken, was gewöhnliche Leute mit dem Heiligen Geist anfangen sollten.

Warum man schließlich jemand das ewige Leben wünschte, wo doch alle Menschen dereinst auferstehen würden von den Toten zum ewigen Leben, das konnte ich mir auch nicht erklären.

Viel mehr aber als mein Neujahrsspruch machten mir die Leute zu schaffen, denen ich ihn darzubringen hatte. Ihr Kreis erweiterte sich nämlich mit jedem Jahr. Zuerst waren es nur die Mutter, die Dote, die Großmutter und die Tante in der Schwanengasse gewesen. Im Jahr darauf waren dann die Hausleute und unsere nächsten Nachbarn dazugekommen, der

Webermeister Stegmaier und seine Frau, ruhige und freundliche Leute. Die Frau Stegmaier war ganz gerührt gewesen, als ich mein Sprüchlein zum erstenmal aufgesagt hatte. Sie hatte sich mit dem Schurzzipfel an den Augen herumgewischt und gesagt: „Büble, mir wünschet dir grad so viel, vor allem da Heilige Geist. Von dem ka mr gar net gnuag han, bsonders in dr Schul. Gsond bist jo so, und 's ewige Leba, woisch, des kommt erst ganz später amol.“ Von da an war mir der Heilige Geist noch rätselhafter geworden.

In dem Jahr, von dem nun die Rede ist, meinte die Mutter, ich könne jetzt ruhig noch ein paar Häuser weiter gehen, zum Beispiel zum Klotzbüchers-Jakob, der auf der Kattunmanufaktur in der Farbküche schaffte, wenn er schaffte. Die Leute sagten, der Jakob mache um die Arbeit gern einen großen Bogen herum. Er aber sagte, es sei schon ein Kreuz, wenn man es so auf dem Magen habe wie er. Darauf meinten dann aber die Leute wieder, es werde beim Jakob wohl eher die Leber sein, wegen dem Überdurst, den der das ganze Jahr habe. Aber Leber oder Magen, das sei für den Jakob gehopft wie gesprungen. Dem wäre es himmelangst, wenn er sein Kreuz nicht hätte. Unser Herrgott habe allerhand Kostgänger, auch solche, denen es vor der Arbeit ärger angst sei als vor einem kranken Magen.

Wenn ich dann schon unterwegs sei, sagte die Mutter, dann solle ich auch gleich bei der Göhringers-Marie vorbeigehen und auch ihr die Ehre antun. Sie war eine Hausnäherin. Es hieß, man habe sie nicht schulen können; davon merke man aber nicht viel. Sie sei eine seelengute Person und tüchtig wie nicht leicht eine. Es sei ihr halt scheint's für die große Geschicklichkeit ihrer Finger im Oberstüble ein bißchen etwas abgezogen worden.

Und von der Marie sei 's ja dann nur noch einen Katzensprung zur Frau Oberlehrer. Die freue sich sicher, denn sie habe mich schon auf dem Arm herumgetragen, als ich noch im Tragkissen gelegen sei. Sie war eine kräftige, gesunde, runde Frau mit ein paar festen roten Bäckchen und die Mutter sagte manchmal: Ach, der Frau ihren gesunden Leib müßte man haben! Wenn natürlich der Herr Oberlehrer auch daheim sei, werde ich ja wissen, was sich gehöre, und ich solle dann mein Sach noch deutlicher und schöner sagen und ja recht manierlich sein.

Ja, und dann solle ich halt den Weg vollends unter die Füße nehmen und auch zur Frau Kommerzienrat nach Neubolheim hinuntergehen, der Witwe des Fabrikanten, in dessen Fabrik mein Vater zu seinen Lebzeiten ein tüchtiger Meister gewesen war. Der verstorbene Herr Kommerzienrat und auch die Frau Kommerzienrat hätten große Stücke auf ihn gehalten.

Das wurde nun für mich schier eine ganze Tagreise. Aber das hätte mir nicht einmal so viel ausgemacht, denn zu meiner Bubenzzeit war man das Laufen noch gewohnt. Viel ärger war, daß man mit all diesen Leuten sozusagen in verschiedenen Sprachen reden mußte. Zur Dote, zur Großmutter und zur Tante sagte man Du. Das: „Dota, i wünsch dr da gsunda Leib“ ging leicht heraus. Zu den Nachbarn und auch zu der Hausnäherin sagte man Ihr, so daß es da anfang: „Nochber“ oder „Nähere, – i wünsch üch da gsunda Leib...“ und so fort. Aber da war schon wieder ein Unterschied. Zum Jakob, meinte die Mutter, solle ich sagen üch, nicht euch, „I wünsch euch“, das könnte sich so anhören, als wollte ich etwas Besseres sein. Es war in unserem Stadtviertel gang und gäbe, anstatt euch üch zu sagen. Bei der Göhringers-Marie sei es aber wieder anders. Die bringe gern immer wieder ein Wort nach der Schrift hinein, und ich werde wohl noch wissen, wie sie mir das letztmal gesagt habe: „No net ganz so bäurisch, du solltest scho no wissa, daß dei Vater a Meister gwesa isch.“ Sie habe deutlich Meister, und nicht, wie wir es sonst gewohnt seien, Moischter, und außerdem gwesa und net gwea gesagt. Also bei der Marie: „I wünsch euch –, net üch!“

Etwas ganz anderes war es natürlich bei der Frau Oberlehrer. Zu ihr mußte ich Sie sagen, das versteht sich, so daß es dort heißen mußte: „Frau Oberlehrer, i wünsch Ihne da gsunda Leib...“ Mit dem „Ihne“ hatte ich schon meine Schwierigkeiten, schon weil mir die Mutter eingeschärft hatte, es heiße Ihne und nicht Ehne. Da hätte ich dann lieber alles gleich ganz hochdeutsch gesagt. Aber das sei erst recht nichts, meinte

die Mutter. Denn der Herr Oberlehrer spottete gern und es könne dann leicht sein, daß er sage: „Bua, brech dr d' Zung net ab. Bist ällaweil no von Mergelstett.“

Und dann kam die Frau Kommerzienrat. Ja, die redete man, wie soll ich sagen, die redete man überhaupt nicht an. Da hieß es nämlich – und zwar in diesem Fall alles auf hochdeutsch –: „Ich wünsche der Frau Kommerzienrat den gesunden Leib und den Heiligen Geist (nicht Geischt, sagte die Mutter dutzendmal), und das ewige Leben.“ Also nicht etwa: I wünsch, sondern ich wünsche! Was hat mir allein das e hinten an dem Wort wünsche zu schaffen gemacht! Ich hätte gewettet, daß dies falsch war, und daß die Mutter dies einfach nicht richtig wußte; denn wer sagte denn schon so dumm: wünsche!

An besagtem Neujahrstag machte ich mich also auf den Weg.

Beim Jakob war es ja nicht schwer. Ich mußte nur aufpassen, daß ich es nicht nobel tat. Also üch, net euch. Nochber, i wünsch üch! Das ging leicht. Er saß auf dem alten Ledersofa, aus dem die Federn stупften und rauchte seine große Pfeife mit dem Porzellankopf. Sorglos fing ich an, recht laut, denn er hörte auch ein bißchen schlecht: „Nochber, i wünsch üch da gsunda Leib und da...“ – aber weiter kam ich nicht, denn der Jakob fuhr, was man keineswegs an ihm gewohnt war, aus seinem Sofaek auf und schrie: „Was, du Lausbüble, du elends, wer hot denn die do wieder aufgestachelt, daß d'mi ärgera sollescht? Des Lompapack! Sollet doch die mit soma Maga in dui dreckt Farbkuche nei auf dr Manufaktur, dui Bagasch. Und dir bsorg i's! Du Blitz, du dondrischer!“ Er holte weit aus und ich lief erschrocken und völlig verwirrt aus dem Haus. Erst als ich schon um einige Straßenecken herum war, tat ich langsamer. Ich mochte hin- und herdenken wie ich wollte, es wurde mir nicht klar, was der Klotzbücher da gewollt hatte. Vielleicht hatte er einfach einen sitzen, und da sollen die Leute ja, wie man hörte, manchmal nicht recht wissen, was sie sagen.

Immerhin: Als ich dann nachher vor dem alten, kleinen Häusle in der Hinteren Gasse stand, in dem die Göhringers Marie hinten hinaus eine kleine, dunkle Stube hatte, war ich noch sehr unruhig. Ich dachte aber an die schönen großen Äpfel, von denen sie mir ein paar in die Taschen geschoben hatte, als ich sie das letzte Mal zum Nähen hatte bestellen müssen, und so sagte ich schnell noch ein paarmal vor mich hin: „Nähere, i wünsch euch...“ und dachte jedesmal dabei: euch, net üch!

Es ging auch gut. Sie hielt den Kopf ein wenig schief und sah nur so ein bißchen von unten herauf, wie sie es meist tat. Auf einmal aber, als ich beim Heiligen Geist war, stellte sie den Kopf und sah mich ganz groß an. Ich war kaum fertig, da sagte sie mit einer Stimme, die ich nicht an ihr kannte: „So? Isch des dei ganze Bildung? A arme Nähere ärgera? Des mit em Heiliga Geist hättest ruhig sei lassa können. I bin au net dümmmer wie ander Leut. Des hätt i net von dir denkt, und deine lumpete Hosa soll flicka wer will, i nemme! Und do hot dr Zimmerma 's Loch nausgmacht!“ Und da schob sie mich auch schon zur Tür hinaus und patschte sie zornig hinter mir zu.

Ich weiß nicht mehr, wie ich die steile Treppe hinunter und wieder an die frische Luft gekommen bin. Ich weiß nur noch, daß ich nun am liebsten heimgerannt wäre, um der Mutter zu sagen, daß ich es doch schon immer gewußt hätte, daß der altmodische Neujahrsspruch nichts sei und jetzt sei es mir schon zu dumm und ich ginge überhaupt nirgends mehr hin! Aber die Mutter hätte in solchen Dingen keinen Spaß verstanden. Nein nein, es hatte alles keinen Wert, ich mußte weitermachen auf meiner Glückwunschtour. Und jetzt kam die Frau Oberlehrer.

Es surrte mir noch in den Ohren, als ich die schwere Haustür langsam aufmachte. Da war der hohe, weite Hausgang, der mir eines farbigen Fensters wegen sehr vornehm vorkam. Es ging drei Treppen hinauf, und dann stand ich herzklopfend vor der Glastür. Ihne, net Ehne! dachte ich. Ich hatte den Finger schon am Knopf der Glocke. Aber ich ließ die Hand nochmals sinken. Ich wollte lieber alles geschwind nochmals leis vor mich hinsagen. Also: „Frau Oberlehrer, i wünsch mir . . .“ schon falsch. Was war denn das? „Frau Oberlehrer, i wünsch Ihne Ihren gsunda Leib . . .“ wieder nichts. War denn der Spruch verhext? „Frau Oberlehrer, i wünsch Ihne da gsunda Leib, da Heiliga Geist und 's ewig Leba.“ Gottlob.

Ich gab mir einen Ruck und läutete. So leis ich konnte. Es schoß mir dabei durch den Kopf: Vielleicht ist überhaupt niemand daheim. Oh, wenn nur niemand daheim wäre! Aber da ging die Tür schon auf und die Frau Oberlehrer stand da. Ich fing noch unter der offenen Tür an: „Frau Oberlehrer . . .“ Da kam auch er und sagte: „No vollends reispaziert, ma bleibt net unter der offena Tür steha.“ Schon der Anblick des geachteten Mannes verwirrte mich. Es wurde mir heiß im Kopf und es flimmerte mir vor den Augen. Aber es half alles nichts, ich mußte mein Sach sagen. „Frau Oberlehrer, en schöne Gruß von dr Mutter und von mir, und i wünsch mir Ihne Ihren gsunda Leib und da Heilige Geist und 's ewig Leba.“ – Er

lachte laut hinaus: „Jetzt horch au, Frau, er wünscht sich dein gsunda Leib! Büble, ganz hots net g'stimmt, dei Sprüchle, aber hosch sicher gut gmoint; so wünschet mir dir halt au recht viel von sellem Heiliga Geist.“

Mir summte es wieder in den Ohren und es flimmerte mir vor den Augen. Am liebsten wäre ich in den Boden versunken. Aber da nahm mich die Frau Oberlehrer am Arm, führte mich ins Zimmer, drückte mich freundlich auf einen Stuhl am Tisch mit der roten Plüschdecke und sagte: „Gelt, wenn mer sei Sprüchle gsagt hot, isch oims wieder leichter. Do schmeckt oim a Gsälzbrot. I bring dir glei oins und a Gläsle Most drzua. Und sag no recht viel Grüß an d' Mutter und mir lasset ihra au a gsunds neu's Johr wünsch.“

So schlecht hat es mir, glaube ich, in meinem ganzen Leben nie mehr geschmeckt. Nicht etwa, weil das süße Gsälz und der saure Most nicht recht zusammengepaßt hätten. Von solchen Feinheiten wußten unsere Bubenzungen noch nichts. Es war etwas ganz anderes. Wollte ich aber auch nur noch ein Wort zur Erklärung sagen, so würde ich meine Leser ja geradezu verdächtigen, bis hierher nicht recht aufgepaßt zu haben. Sie sollten aber zum richtigen Verständnis meiner damaligen Verfassung noch zwei Dinge wissen: nämlich erstens, daß unser Oberlehrer Widmann der Mutter fast jede Woche begegnete, wenn er, pünktlich wie eine Uhr, am Donnerstagabend zum Stammtisch in den „Schwanen“ ging, wobei er sich dann jedesmal eine Weile mit ihr unterhielt, und zweitens, daß er gern alles ein bißchen übertrieb, was vielleicht mit seinem Beruf zusammenhing, in dem er eben alles so deutlich wie möglich sagen mußte, und so, daß man es auch behalten konnte. Da er dann und wann auch eine Geschichte für unser Tagblatt schrieb, kann es gut auch sein, daß er sich bei dieser Beschäftigung angewöhnt hat, alles ein bißchen ärger, ernster oder lustiger zu machen, kurz, eben ein wenig zu stilisieren. Daß er dies auch in meinem Fall tun würde, und zwar schon am nächsten Donnerstagabend am Schwaneneck, habe ich nicht geahnt, als ich damals bei ihm daheim an dem Brot kaute, als wäre es Haberstroh, und als ich zu allem hin auch noch Angst haben mußte, das ziemlich flüssige Träublesgsälz tropfe auf die Tischdecke und auf meine Hosen, oder die Frau Oberlehrer könnte gerade hereinkommen, wenn ich mir die Finger abschleckte. Das war aber nötig; denn ich mußte ja ihr und ihm nachher die Hand geben.

Es genügt ja zum Übertreiben oder zum Verändern manchmal ein einziges Wort. Auf meinen Fall bezo-

gen, war es so, daß er einfach das Wörtlein und an einer Stelle weggelassen und aus dem nicht minder kurzen Wort den – dem gemacht hat, so daß es nicht mehr hieß, ich wünschte zum gesunden Leib hin auch den Heiligen Geist und das ewige Leben, sondern daß es jetzt mit einmal so herauskam, als hätte ich den gesunden Leib und dem Heiligen Geist das ewige Leben gewünscht. Man wird verstehen, daß mich dies, als ich es erfuhr, schwer empörte. Ich habe ihm seine spitzbübische Stilisierkunst auch jahrzehntelang übelgenommen, so lange, bis ich es selber in diesen Dingen noch viel ärger getrieben habe.

Es war gut, daß ich an dem verhängnisvollen Tag davon noch nichts wußte; denn ich hatte ja den schwersten Gang noch vor mir. Und da war es jetzt ganz recht, daß es bis zur Villa der Frau Kommerzienrat hin noch eine gute Stunde Weges war. Da konnte ich mir meinen Spruch noch oft genug vorsagen. Aber was hatte schon alles Vorsagen für einen Wert. Ich konnte ihn im Schlaf sagen, und doch war bis jetzt jedesmal etwas passiert. Es war ein Glück, daß die Frau Kommerzienrat eine sehr freundliche Frau war. Sie redete rasch und lustig daher und man brauchte keine Angst vor ihr zu haben. Dumm war nur das mit der Anrede. Aber da wollte ich schon aufpassen.

Als ich auf dem Kiesweg unter den hohen Bäumen auf das schöne Haus zuing, das fast einem Schlosse gleich, war ich wieder halbwegs ruhig, und als mich das Dienstmädchen im weißen Schurz und mit einem weißen Häubchen auf dem Kopf durch das Gitterfenster in der Haustür fragte, wer ich sei und was ich wolle, konnte ich meinen Namen sagen, ohne mit der Stimme zu zittern. Ich konnte sogar ganz ruhig dazusetzen, daß ich der Frau Kommerzienrat das Neujahr wünschen wolle. Das Mädchen machte das Fensterchen wieder zu und ließ mich stehen. Sie kam aber gleich wieder, machte die Haustür auf und war auf einmal sehr gefällig. Sie schob mich vor sich her in den Hausgang und dann in eine große Halle, in der viele Hirschgeweihe, auch Gewehre und Lanzen an den Wänden hingen und dann durch dicke Samtvorhänge in das hohe, riesig große Zimmer, in dem man sich hätte verlaufen können. Die Frau Kommerzienrat kam schon von ihrem Platz auf einem erhöhten Tritt an einem der hohen Fenster auf mich zu und sagte, wie sie sich freue und wie groß ich wieder geworden sei und wenn dies der Vater sehen könnte! Sie legte mir beide Hände auf die Schultern und machte weiter: wie das Zeugnis ausgefallen sei und ob der Herr Oberlehrer mit mir zufrieden sei und wie es der Mutter gehe und ob ich schon wisse, was

ich einmal werden wolle. Sie fragte alles so schnell hintereinander, daß ich jedesmal nur nicken oder mhm sagen oder den Kopf schütteln konnte. Und während sie so munter auf mich hineinfragte, nahm sie mich am Arm und zog mich zu einem kleinen Sofa. Ich sollte es mir nun nur recht bequem machen. Da ich zögerte, mich zu setzen, meinte sie lachend, ich werde mich doch hoffentlich nicht schenieren, das wäre nochmals schöner, wo wir bis jetzt immer so gute Freunde gewesen seien. So setzte ich mich halt hin. Sie schob mir noch zwei dicke Kissen hinter den Rücken.

Bis dahin hatte ich immer die Lippen schon ein bißchen bewegt und mit meinem Neujahrsspruch anfangen wollen. Es ging aber nicht, weil sie gar keine Pause machte, in der ich schnell hätte anfangen können. Und jetzt saß ich da und im Sitzen konnte ich doch mein Sach nicht sagen. Die Frau Kommerzienrat stellte ein kleines, rundes Tischchen vor mich hin, das nur einen Fuß hatte. Ich sehe das Spitzendeckchen darauf heute noch vor mir. Da kam das Dienstmädchen herein, und die Frau Kommerzienrat sagte etwas von Gutsla und Likör zu ihr.

Ich war schrecklich aufgeregt. Ich mußte doch meinen Spruch sagen! Hier war es am allerwichtigsten, und wie es mir in der Villa gegangen sei, würde die Mutter als allererstes wissen wollen. Ich weiß nicht, woher ich auf einmal den Mut genommen habe. Ich stand einfach schnell auf, wahrscheinlich zu schnell, denn das kleine Tischchen fiel um. Die Frau Kommerzienrat erschrak, tat einen Schrei und fragte: „Aber was hast du denn?“ Ich konnte nichts sagen, weil ich mich nach dem Tischchen bückte. Ich stellte es wieder hin, nur das Deckchen ließ ich liegen. Dann sagte ich, so schnell es überhaupt ging, denn ich hatte große Angst, es könnte wieder nicht reichen: „Ich wünsche der Frau Kommerzienrat den gesunden Leib, den Heiligen Geist und das ewige Leben.“ So! Jetzt wars vorbei. Mir war nicht nur ein Stein, mir war ein ganzer Steinbruch vom Herzen.

„Sieh an“, sagte die Frau Kommerzienrat lachend, „was er wieder für einen schönen Spruch gelernt hat. Ich dank dir schön, Büble. Und da kommt auch schon was Gutes für Dich. Schenken Sie nur ein, Emma. So! Und nun greif zu und nimm nur ein Schlückle. Der ist schön süß und tut dir nichts.“

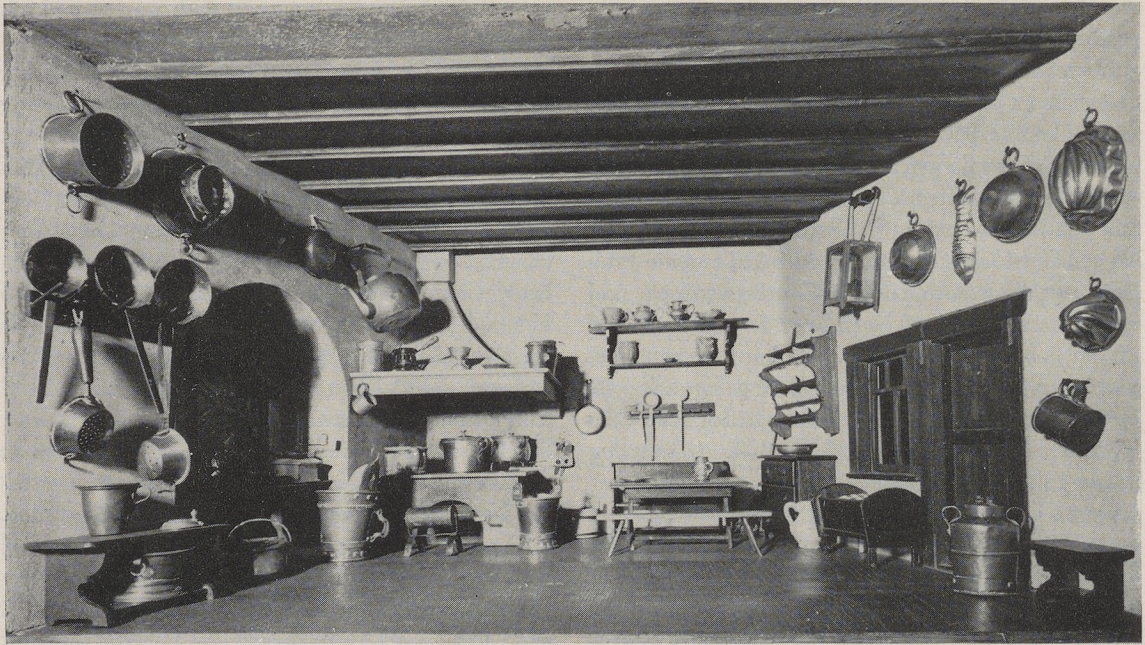
Nein, dachte ich, jetzt kann mir überhaupt nichts mehr etwas tun. Jetzt ists gesagt und jetzt brauch ich nirgends mehr hin. Und als sie ihr Gläsle in die Hand nahm und mir freundlich zunickte, nahm ich halt das andere Gläsle. Schlechter als Lebertran konnte es auch nicht sein; und jetzt, wo ich alles hin-

ter mir hatte, hätte ich noch ganz andere Sachen eingenommen! Ich trank das kleine Glas auf einen Zug aus. Ich wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß man an diesem winzigen Schlückle ein paarmal trinken könnte. Ich hätte übrigens nicht sagen können, ob das, was ich da getrunken hatte, gut oder schlecht schmeckte. Ich weiß heute nur noch, daß es grasgrün war. Auf alle Fälle war es mir danach ganz wohl, und als ich ein Gutsle gegessen hatte, schenkte mir die Frau Kommerzienrat nochmals ein Gläschen voll ein und ich trank es wieder auf einen Schluck aus. Jetzt wäre ich am liebsten aufgestanden und hätte gesagt: „So, jetzt gang i hoim.“ Die Mutter hatte gesagt, ich solle ja nicht sitzen bleiben wie ein Presser. Ich rückte ein bißchen nach vorn und überlegte, wie ich jetzt am besten fortkäme. Am liebsten wäre es mir gewesen, wenn sie gesagt hätte, so, jetzt habe sie keine Zeit mehr und ich solle einen schönen Gruß an die Mutter ausrichten und gut heimkommen. Das sagte sie aber nicht. Dafür wollte sie meinen Neujahrswunsch nochmals hören. Es sei vorhin ein bißchen schnell gegangen, und sie habe vielleicht doch nicht alles richtig gehört. So stand ich eben auf und fing in Gottes Namen nochmals an. Ich kam auch gut und ohne zu stolpern bis zum ewigen Leben. „Schön“, sagte sie. Das seien drei gute Wünsche. Nun solle ich mir aber die übrigen Gutsle in die Tasche stecken. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, zumal ich jetzt geradezu von Wohlbehagen erfüllt war. Denn erstens war es mit meinem Spruch nochmals gutgegangen, und zweitens hatte ich jetzt ganz gewiß meine Ruhe davor und drittens stand ich schon da, so daß ich nun sicher in wenigen Minuten draußen vor dem Parktor war. Und dann hatte ich alles hinter mir! Dann wollte ich aber noch eine Weile flache Steine übers Wasser flitzen lassen. Ich hatte es schon bis zu zehn Hüpfen

gebracht, man mußte nur ganz flach werfen und mit der Hand bis fast auf die Wasseroberfläche hinuntergehen! Im Gedanken an dieses Vergnügen streckte ich der Frau Kommerzienrat die Hand hin. Sie schlug aber nicht gleich ein. Es sei schade, daß ich schon gehen wolle. Wenn ich aber so eilig hätte, dann müsse sie doch schnell nochmals auf meinen Neujahrswunsch kommen. Die ersten zwei Dinge, mit denen sei sie ganz einverstanden. Da könne man von beidem nie genug haben. Aber das mit dem ewigen Leben – ich werde doch nicht gar wünschen, daß sie diese schöne Welt, auf der es ihr so gut gefalle, bald verlassen solle? Ich weiß nicht, woran es lag, daß ich jetzt nicht im geringsten erschrak und verwirrt wurde, daß ich vielmehr sofort sagte: „Noi, gwiß net, wisset Se, 's ewige Leba, des kommt erst ganz später amol.“ Da lachte sie und meinte: „So laß ich mir's gefallen. Und so hoffe ich halt, daß Du noch recht oft zum Neujahrswünschen zu mir kommst.“

Dann ging sie selber mit mir an die Haustür und ließ mich hinaus. Als ich schon fast am Parktor war, rief sie mir nochmal. Ich erschrak, aber sie wollte mir bloß noch winken. So winkte ich halt auch, sicher recht ungeschickt, denn solcherlei Dinge waren bei uns nicht Mode.

Man wird verstehen, daß ich aufgeschnauft habe, als das schwere Gartentor ins Schloß gefallen war. Und man wird darüber hinaus verstehen, daß mir von dem Tag an das Neujahrswünschen wie Spitzgras war, auch nachdem ich längst einen modernen und viel kürzeren Spruch aufgesagt habe. Es hat mancher Neujahrstag kommen müssen, bis ich gemerkt habe, daß man den Leuten kaum etwas noch Besseres wünschen kann als das, was ich auch meinen lieben Lesern zum Schluß wünschen möchte: den gesunden Leib, den Heiligen Geist und das ewige Leben.



1. Nachbildung einer alten Küche, um 1910

Puppenstuben, Puppenküchen, Kinderläden

Zur Sammlung von Johanna Kunz in Stuttgart-Heumaden

Von Albert Walzer

Es gibt in Süddeutschland drei beachtliche Privatsammlungen von alten Puppenstuben, Puppenküchen und Kinderkauf läden: die Sammlung von Frau Jungmanns auf dem Frauenschloß über Bodman am Ende des Überlinger Sees, die Sammlung der vor kurzem verstorbenen Frau Lydia Bayer in Würzburg und seit einigen Jahren die rasch groß gewordene und immer noch weiter anwachsende Sammlung von Johanna Kunz, der Frau des bekannten Blumenmalers Professor Dr. O. Ludwig Kunz in Stuttgart-Heumaden. Während die Bestände der beiden zunächst genannten Sammlungen museal aufgestellt für jedermann zugänglich sind, hat sich das für die Sammlung Kunz bis jetzt nicht ermöglichen lassen. Sie ist der Öffentlichkeit zunächst lediglich dadurch bekannt geworden, daß bei der 1960 vom Württ. Landesmuseum Stuttgart in Schwäbisch Hall durchgeführten Krippenaus-

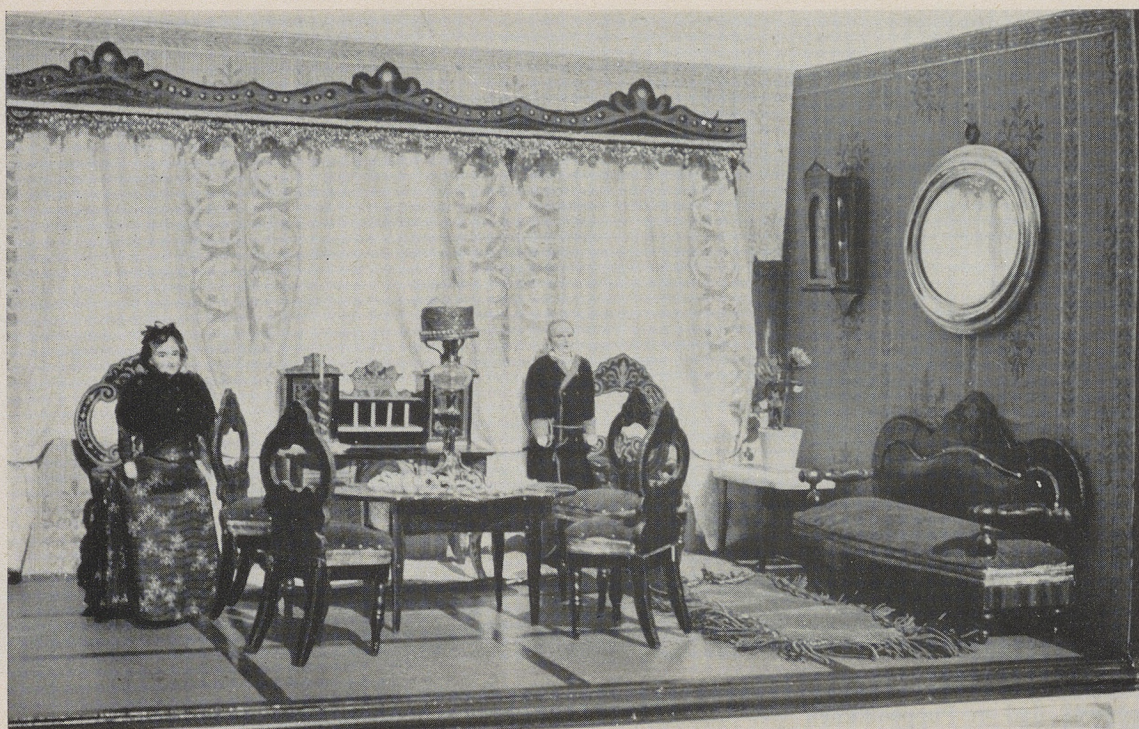
stellung nebenher auch noch über dreißig Beispiele aus ihren Beständen mit gezeigt werden konnten. Daß solche Sammlungen und Ausstellungen zumeist Erwachsenen die größere Freude machen als Kindern, ist nicht weiter verwunderlich. Kinder wollen in ihrem Spiel die Welt der Großen im Kleinen wiederholen und haben deswegen nur Sinn für Einrichtungen, die dem Milieu gleichen, in dem sie selber aufwachsen. Für vergangene Wohnkultur fehlt ihnen das Verständnis. Überkommene Puppenstuben werden deswegen in der Regel von jeder Generation weitgehend erneuert oder man besorgt sich überhaupt andere, modernere. Dagegen hat das „so war es anno dazumal“ für viele Erwachsene einen eigenen Reiz. Wir Heutigen wollen zwar in unseren Küchen alles Geschirr und Gerät fein säuberlich vor Staub und sonstigen unhygienischen Einflüssen geschützt in Schrän-



2. Puppenküche aus dem 18. Jahrhundert

ken aufbewahrt haben, finden es aber ohne weiteres reizvoll, daß in Puppenküchen von seinerzeit die Zinn- und Fayenceteller, die irdenen, glasierten Töpfe und Häfen, die Steinzeugkrüge und Zinnkannen in offenen Regalen aufgereiht sind und daß die meistens in allen Größen vorhandenen Messingpfannen, die vielerlei Schüsseln und Formen aus Kupferblech und Ton ohne viel Apparat einfach an die Wand gehängt sind. Für was für Kuchen und Aufläufe sie einmal benützt wurden, wissen wir meistens nicht mehr. Dann beginnt das Rätselraten. Warum hat man neben echten Fischgerichten auch noch in Fischform ausgemodelte Aufläufe hergestellt (Abb. 1)? Hat man sich von solchen in besonderen Situationen eine bestimmte Wirkung erwartet, so wie von den krebsförmigen Aufläufen, die den Wöchnerinnen gebracht wurden, neue Empfänglichkeit für diese erhofft wurde. In Oberösterreich und Tirol sind Holzmodel verbreitet, mit denen acht, zwölf und noch mehr Fische dicht zusammengedrückt in einem hin aus Teig gemodelt werden konnten. Sie sind auch zusammen gebacken worden und wurden dann an Silvester oder am Neujahrsmorgen auseinandergebrochen und mit einem Glückwunsch an die Familienmitglieder und an die anwesenden Besucher verteilt. Auf unserem Beispiel aus der Sammlung Kunz hängen neben einer solchen kupfernen, fischgestaltigen Auflaufform zwei kesselpaukenartige Kupferschüsseln. Eigentlich sind es ebenfalls Pfannen, wenn auch ohne Stiel. Man hat darin Zucker „geläutert“, d. h. für Zuckergüsse heiß und flüssig gemacht. Wir können sie heute gelegentlich

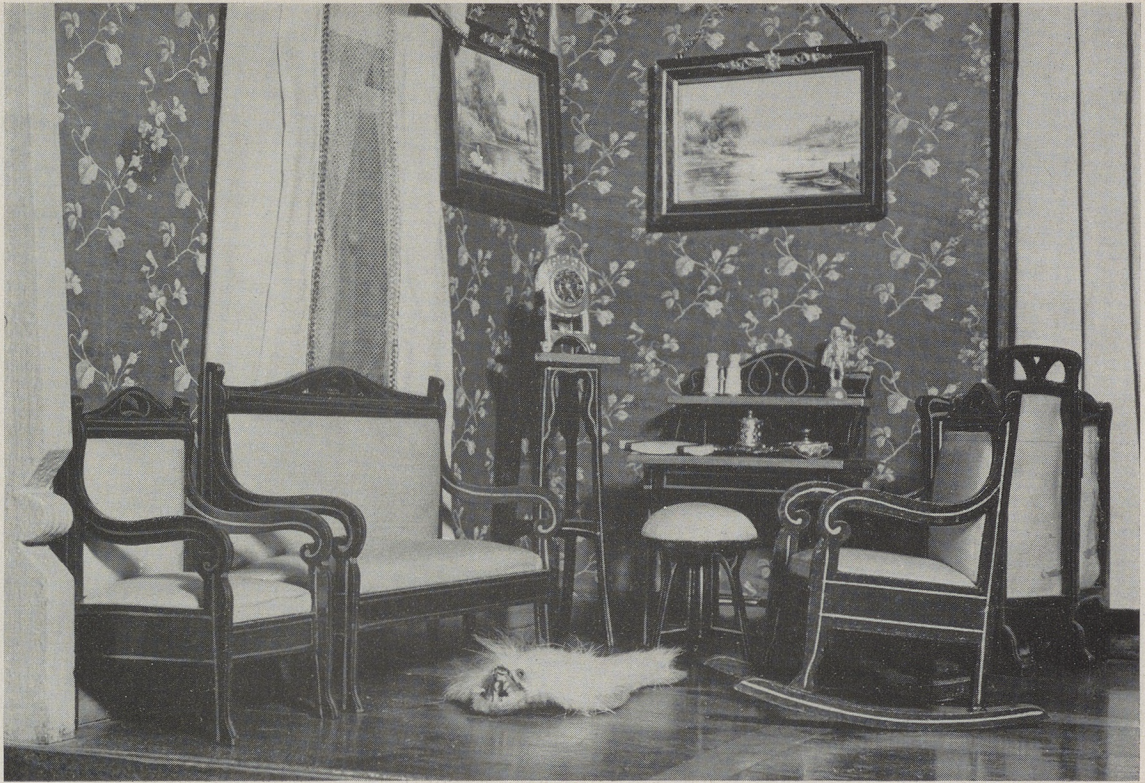
noch auf Jahrmärkten sehen. Dort werden in ihnen Mandeln in flüssigem Zucker glaciert und „geröstet“. Die Miniaturbeispiele alter Küchen zeigen jedenfalls, daß zumindest die gut bürgerliche Frau bis ins 19. Jahrhundert mit einem ungleich vierteiligeren Fundus von Küchengeräten umzugehen wissen mußte als heute und daß man diesen Geräten nach damals manches gekocht und gebacken hat, was heute in den gleichen Kreisen kaum noch gekannt wird. Sie zeigen außerdem deutlich genug, daß die Küchen seinerzeit, weil sie ohne Schränke waren, wesentlich mehr Arbeit verlangten als heute. Auf dem Herd war zudem offenes Feuer. Bei schlechtem Wetter wird das fürchterlich gequalmt haben, weil der Rauch dann nicht durch den Kaminschoß abziehen konnte, im Gegenteil durch diesen stoßweise Gegenluft in den Raum geblasen wurde. Dann hat wieder alles von neuem gespült und gefummelt werden müssen. Dabei hatte man kein fließendes Wasser in der Küche. Es hat in kupfernen, innen verzinkten Butten auf dem Rücken vom Marktbrunnen geholt werden müssen und ist dann in große, oben breit geöffnete, gehenkelte Kupfergellen oder ebenfalls gehenkelte, milchkannenartige Kupfergefäße mit kurzem eingezogenen Hals für den täglichen Verbrauch bereitgehalten worden. Die aus der Sammlung Kunz abgebildete Küche zeigt sowohl die Butte wie die beiden Wasserbehältertypen. Was ist es heutzutage für ein Aufregung, wenn einmal für kurze Zeit die Wasserzufuhr gesperrt werden muß. Wir haben dann meistens keine Gefäße mehr, um genügend Wasser zu speichern.



3. Puppenstube aus der Zeit um 1870/80

In vielen alten Küchen sind, wie die Spielzeug-Beispiele zeigen, unter der Bank, auf der die Wassergelten normalerweise stehen, in engen, mit Holzstäben vergitterten Ställen Gänse zum Mästen gehalten worden, ebenso junge Hähnchen, manchmal auch Spanferkel. Bei dem aus dem 18. Jahrhundert stammenden Beispiel aus der Sammlung Kunz (Abb. 2) kann man mit einem über die Seitenbacken vorstehenden drehbaren Stäbchen die Gänse aus dem vor dem Stall aufgestellten Futtertrog fressen lassen. Durch das eingesperrte Geflügel und die Ferkel wird der Küchenduft kaum aromatischer geworden sein. Aber man hatte dann einen Vorrat, wenn überraschend ein Besuch kam, der gut verpflegt werden mußte. Wir können in solchen Fällen im Kaufhaus oder in der Metzgerei bereits bratfertiges Hühnerfleisch holen und haben Konserven zur Verfügung. Damals gab es das alles nicht. Man mußte überhaupt immer genügend Vorräte zur Verfügung haben. Und dann waren so die Küchenabfälle sinnvoll zu verwerten, während wir sie heute durch die Müllabfuhr ungenützt wegbringen lassen.

Das ist der besondere Reiz von Sammlungen wie der von Frau Kunz, daß sie mit ihren vielen Beispielen die Entwicklung der Küche vom 18. Jahrhundert ab bis in unsere Tage in allen Zwischenstufen verfolgen lassen, von der Küche mit einer steinernen Herdplatte, auf der am offenen Feuer gekocht wurde, zum eisernen Herd mit versenktem Feuerloch, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommt, bis zu der mit einem Gasherd ausgerüsteten Küche, für die sich schon in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Spielbeispiele finden. Beim offenen Herdfeuer mußte man sich und die Töpfe gelegentlich noch mit einem Metallschild vor den Flammen schützen und bestimmte Speisen waren nur in hochgestellten Dreifußtöpfen zu kochen, während andere in bronzenen Henkeltöpfen mit Haken und Ketten vom Kaminschoßbrand übers Feuer gehängt wurden. Für die Pfannen hatte man eiserne Pfannenknechte, die über die Glut gestellt den Pfannen Halt gaben und zugleich mit ihren verstellbaren Stützen den Pfannenstiel in der rechten Lage hielten. Mit den eisernen Herden kamen Kochtöpfe auf, die mit ihrem



4. Puppenstube im Jugendstil, um 1910

eingezogenen unteren Teil in die Feuerlöcher versenkt werden konnten, und der Gasherd hat einfache zylindrische Töpfe mit flachen Böden bedingt.

Wie für die Entwicklung der Küche zeigt die Sammlung Kunz auch eine Fülle von Beispielen für den stilistischen Wechsel in der Einrichtung von Wohn- und Schlafzimmern vor allem der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nur die wenigsten Museen besitzen noch die eine oder andere Originaleinrichtung aus dieser Zeit. Hier sind alle Stile in ihren verschiedensten Schattierungen vertreten: der Salon aus dem späten Biedermeier mit der charakteristischen hochgelappten Lehne am Sofa und den geschweiften Sesseln, die in ihren Formen wieder deutlich aufs Rokoko zurückgreifen, die Stoffbezüge und das Rahmenwerk aber in schwereren Farben halten. Schon damals hat man das bessere Zimmer mit viel dunklem Plüsch auszustatten begonnen. Wenig später wurden Salons mit kostspieligen Nachahmungen der mit Schildpatt, Perlmutter und Zinn eingelegten Boulemöbel des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts Mode. In den

siebziger Jahren werden die Möbel ebenholzschwarz und bekommen gedrehte Füße und Armlehnen. Alles wird irgendwie steifer und wuchtiger. Beim Sofa der als Beispiel gezeigten Puppenstube (Abb. 3) fällt das besonders auf. Wie schwungvoll wirkt demgegenüber die ebenfalls schon dreigelappte Lehne des spätbiedermeierlichen Sofas.

Die „Teutsche-Renaissance“ der späten achtziger und der neunziger Jahre ist in allen möglichen Abarten in der Sammlung vertreten. Jetzt triumphiert der Plüsch erst recht. Der mit derbem, gedrechseltem Rahmenwerk verzierte Schreibtisch aus hellem Eichenholz hat einen buffetartigen Aufsatz bekommen. Das Sofa mit seiner steifen Lehne ist noch durch einen eichenen Umbau erhöht. Die Polsterränder werden jetzt mit vielen Posamenten verziert. An den als Seitenlehnen benützten Plüschrollen sind vorne bronzegegossene oder aus Messingblech geformte Löwenköpfe in der Art romanischer Türklopfer. Die vielen Etagären zu beiden Seiten der mit massiven Türen abgeschlossenen Aufsätze auf den



5. Kaufladen aus dem späten 19. Jahrhundert

Buffets und Vertikavs sind mit Makartsträußen in reich verzierten Metallvasen, mit Fotos und Reiseandenken gefüllt, den Tisch hat man mit einem vierteiligen Trinkservice aus metallgefaßten Sektgläsern dekoriert.

Die Sammlung Kunz enthält vor allem auch ein paar typische Puppenstuben aus der Jugendstilzeit. Nach der dumpfen Schwere der Zimmer aus der vorangegangenen Stilepoche wirken diese tief weinrot polierten Möbel mit den Goldlinien, die allen Formen nachgezogen sind, befreiend leicht und kapriziös (Abb. 4). Typisch der zierliche Schreibtisch, der hochgestelzte Ständer für die Uhr, der staketenverzierte Spiegelaufsatz über der Eckbank, die schwungvollen Linien der Türen und Nischen des Vertikavs. Auf dem Schreibtisch steht der goldbronzierte Bleiguß einer Statuette vom Trompeter von Säckingen, über der Eckbank die charakteristische zinnerne, langhalsige Doppelhenkelvase. Und dazu der breite, wenig tiefe Erker mit der in ihrer Strenge für diese Zeit bezeichnenden Portièrè.

Daß die Puppenstuben und Puppenküchen ein ge-

naues Bild der Wohnkultur in Vaters und Großvaters Zeiten vermitteln, ist zumeist nicht einmal der entscheidende Grund für das Vergnügen, das die Großen an dieser Welt im Kleinen haben. Viel ursprünglicher ist die Freude am Spielerischen, die in ihnen weiterlebt und bei solchen Gelegenheiten unverhohlen wieder zum Vorschein kommt. Das ist die einzige Erklärung dafür, daß man vom 16. bis ins 18. Jahrhundert immer wieder horrenden Summen für die Herstellung prunkvoller Puppenhäuser ausgab. Als Zar Peter der Große in Holland weilte, war er von solchen Puppenhäusern so begeistert, daß er unbedingt auch eines haben wollte. Als es dann aber den dafür ausgesetzten Preis von 20 000 fl. überstieg, war es ihm doch zu teuer und sein Resident in Holland, der die Überschreitung offenbar verschuldet oder nicht rechtzeitig genug beachtet hatte, mußte es dann selber behalten und bezahlen. Es mußte damals geradezu zum guten Ton gehört haben, etwas derartiges zu besitzen. Daß die Puppenhäuser ursprünglich für die Kinder zum Spielen bestimmt waren, wird 1631 von Anna Köferlin in einer Nürnberger Druck-

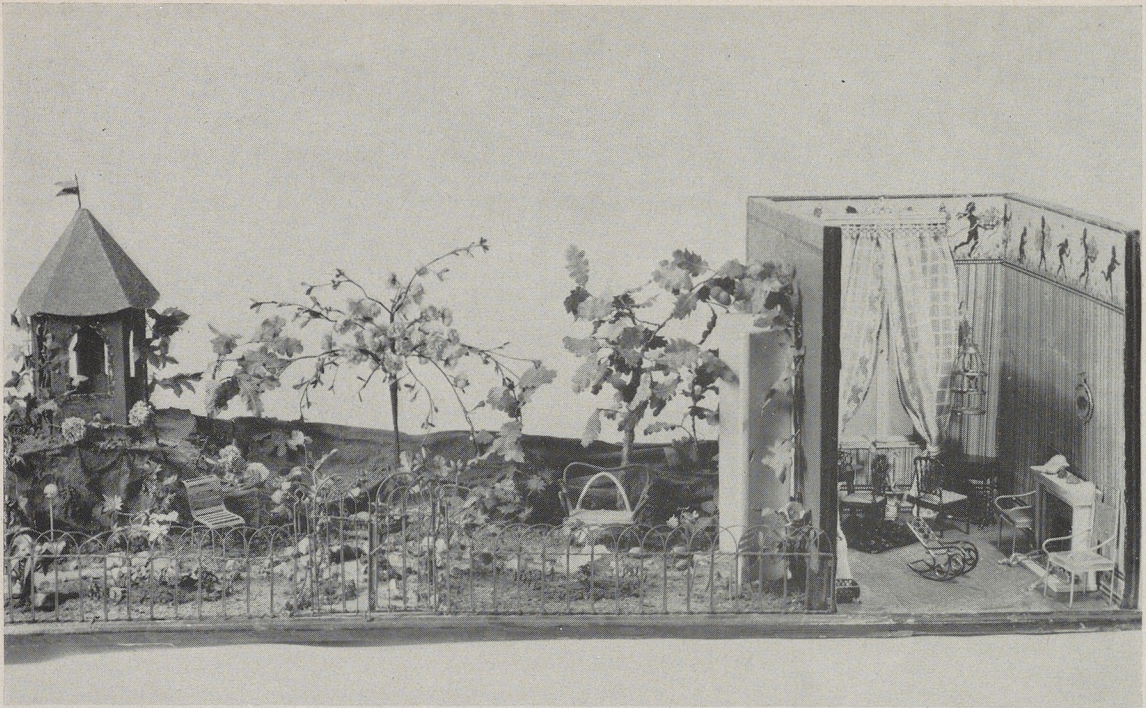


6. Kaufladen aus der Zeit um 1910

schrift noch mit der Bemerkung betont, die Kinder könnten angesichts solcher Häuser lernen, wie ein richtiger, gut ausgestatteter Haushalt aussehen müsse. Nach solchen Häusern sollten sie sich später einmal ihre eigenen Wohnungen einrichten. Auch Paul von Stetten verweist in seinen: „Vorstellungen aus der Geschichte der Reichsstadt Nürnberg“ auf diesen pädagogischen Zweck. Vielleicht haben die Kinder solche Häuser aber mehr nur besehen, selten und lediglich unter Aufsicht der Mutter etwas daraus herausholen oder darin umstellen dürfen. Daß sich manche Puppenhäuser so tadellos erhalten haben, spricht dafür. Auch die folgende Beobachtung: wenn Carl Jügel um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Gontard'sche Puppenhaus in Frankfurt beschreibt, erzählt er immer wieder, warum die einzelnen Figürchen darin gerade so aufgestellt sind, z. B. daß die beiden Damen an der Treppe im Hausflur vom Diener empfangen werden, gehe darauf zurück, daß die Tante Marianne und die Tante Sophie Caecilie jeden Nachmittag um fünf Uhr zum Tee ins Gontard'sche Haus gekommen seien und dabei sei Ihnen genau so wie im

Puppenhaus der Gontard'sche Diener jeweils bis zur drittuntersten Treppenstufe entgegengegangen, habe nach ihrem Begehrt gefragt, sei dann zur Hausfrau ins Wohnzimmer hinauf und schließlich wieder zur drittuntersten Treppenstufe zurückgekehrt, um die Damen in den Salon zu bitten. Jedenfalls beweist die Tatsache, daß die Herzoginwitwe Augusta Dorothea von Schwarzburg-Gotha sich schließlich nur noch mit dem Einrichten von Puppenhäusern beschäftigt hat, das Entzücken der Erwachsenen an solchen Miniaturdarstellungen deutlich genug. Sich damit spielerisch zu betätigen, ist hoffähig. Die zwanzig Puppenhäuser, die die Herzogin in den Jahren 1716–1721 mit Hilfe ihres ganzen Hofstaats und aller nähgewandten Mädchen der Umgebung hergestellt hat, schildern das Leben und Treiben der Bauern, Handwerker, Bürger und Fürsten der eigenen Zeit bis ins kleinste Detail. Ihre Puppenhausschränke werden heute noch mit Stolz den Besuchern von Schloß Arnstadt gezeigt. Sie waren nie als Kinderspielzeug gedacht.

Auch später hat spielerisches Gestalten der Erwachsenen und ihre Freude am miniaturhaften Nachbilden



7. Puppenstube mit Garten, spätes 19. Jahrhundert

der Welt im großen noch gelegentlich zum Selbstzweck werden können. In der Würzburger Sammlung sind eine Reihe reizender Kaufläden, die Frau Bayer selber angelegt und mit alten oder modernen Beständen ausstaffiert hat. Und die von uns zuerst genannte Küche in der Sammlung Kunz mit den reizvollen Kupferformen, den kupfernen Pfannen zum Zuckerläutern und den kupfernen Wassergelten (Abb. 1) ist sicher auch ein spätes Beispiel für eine mehr zur Freude der Erwachsenen als zum Spielen für die Kinder entstandene „Puppenküche“, wenn es sich dabei nicht überhaupt um ein Modell für ein realistisches Bühnenbild handelt. Sie wird nach 1900 oder noch später entstanden sein. Das hübsche Puppengeschirr darin ist 18. Jahrhundert und wird wie alle diese kleinen Kostbarkeiten aus Nürnberg stammen. Auch der für offenes Feuer bestimmte Herd mit dem Kaminschoß darüber entspricht Herdanlagen von damals. Wie aber eine insgesamt – also auch mit ihrem Gehäuse und in ihrer Gruppierung der Regale aus dem 18. Jahrhundert stammende Puppenküche aussieht, zeigt ein zweites Küchenbeispiel aus der Sammlung Kunz (Abb. 2). Der Herd sitzt dort in der Mitte

und zu seinen beiden Seiten sind Regale. Das ist alles viel nüchterner aufgereiht, spürbarer darauf angelegt, möglichst viel Puppengeschirr zum Spielen so aufreihen zu können, daß dazu kein raffiniert ausgebildeter Geschmack nötig ist, während in der anderen Küche das Geschirr in einer Weise verteilt ist, daß sich dabei immer wieder bildmäÙig reizvolle Akzente ergeben. Wir brauchen dazu nur auf die Bestückung des Bordbretts um den Kaminschoß zu verweisen oder darauf, wie geschickt komponiert über dem Tisch mit der Bank davor von dem flachen Pfannen- und Kochlöffelhalter zu dem stärker vorspringenden zweiteiligen Geschirrbrett oben übergeleitet ist usw. Dazu kommt die wesentlich interessantere architektonische Aufmachung mit den Fenstern und der Türe zum Gang und in die Nebenkammer, daß das große Fenster auf der linken Seite in eine tiefe, besonders romantisch wirkende Rundbogennische eingesetzt und der Herd mit dem Kaminschoß in die Ecke geschoben ist. Das ist alles so bewußt auf eine möglichst bildwirksame individuelle Aufmachung angelegt, daß man kaum vermuten kann, wie so etwas seinen Hauptzweck im Spiel mit dem geschmäckerlich

angeordneten Geschirr und in der Möglichkeit, es immer wieder in anderer Weise zu gruppieren, haben soll. Nachdem die Küche eine Holzdecke hat, liegt die Vermutung nahe, daß eine Puppenhausküche die Anregung zu ihrer Gestaltung gegeben hat. Puppenhausküchen sind auch lebendiger aufgegliedert, weniger symmetrisch gestaltet, wenn die Architektur dort auch noch nicht so auf altmodisch (Rundbogennische) und vielgliedrig (Fenster, Türe) stilisiert ist. Sonst sind Puppenküchen und Puppenstuben, die wirklich zum Spielen der Kinder bestimmt sind, oben offen. Sie können dann tiefer gestellt werden, ohne daß die Sicht in die Gehäuse schwieriger wird und die Kinder vermögen besser, an die einzelnen Gegenstände darin heranzukommen, um sie herauszunehmen oder umzustellen.

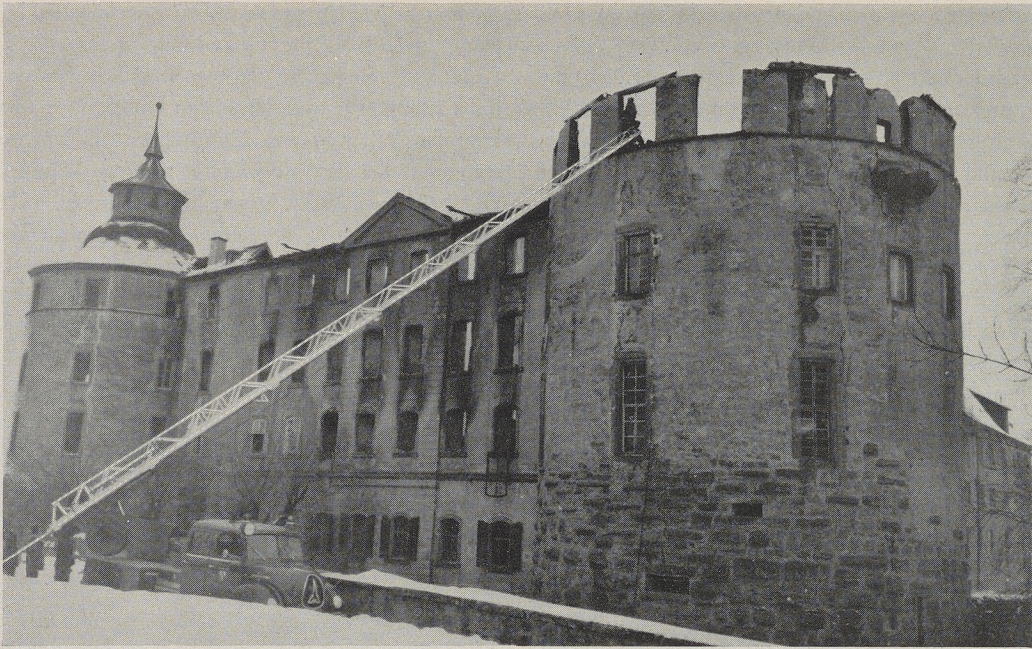
Wahrscheinlich waren die Puppenküchen und Puppenstuben schon seit je zumeist einstockig und oben offen, auch die Badstube, in der die Nonnen des Schweizer Dominikanerinnenklosters Töß im 14. Jahrhundert eine Christkindpuppe gebadet haben, wird von dieser Art gewesen sein. Ob die bronzegegossenen entzückenden Puppenmöbel der Römer, die sich verschiedentlich erhalten haben, ursprünglich auch in entsprechenden Holzgehäusen standen, wissen wir nicht. Die einstockigen, oben offenen Gehäuse mit tönernem Küchengerät, mit Backstubeneinrichtungen und mit tönernen Puppen, die in ägyptischen Gräbern zum Vorschein kamen, waren kein Kinderspielzeug. Der Tote bekam sie als Ersatz für eine wirkliche Küche, Bäckerei, für Handwerkstätten und für lebendes Personal ins Jenseits mit, wo er doch auch versorgt werden mußte.

Neben den Puppenküchen und Puppenstuben sind wahrscheinlich erst im 18. Jahrhundert für die Buben Kaufläden und später noch andere Miniaturbauten hinzugekommen: Burgen, Pferdeställe mit angebauten Kutscherwohnungen, Wachhausbauten mit Soldaten usw. Davon sind die Kaufläden ursprünglich offenbar gern in geschlossenen, abgedachten Räumen untergebracht worden. Ihre hölzernen Läden waren so, wie es damals auch in Wirklichkeit noch der Fall war, herabzuklappen, dann dienten sie als Verkaufstische. Nach Ladenschluß wurden sie mit Eisenstangen verrammelt (Gemüseladen im Hist. Museum in Frankfurt a. M.). Später lassen sich die Verkaufsräume durch Falttüren öffnen. Die Sammlung Kunz besitzt einen solchen Verkaufsraum mit zierlichen Glaswaren aller Art. Dann werden auch die Kaufläden wie die Puppenküchen und Puppenstuben ohne Türen und oben offen dargestellt. Wir zeigen aus dem Besitz der

Sammlung in Heumaden eine aus der eigenen Familie stammende ländliche „Handlung“ (Abb. 5), deren Ladentisch, Regal mit Fächern und Schubladen samt der Ladenglocke und den vielen Dosen noch alt überkommen ist, d. h. aus dem späten 19. Jahrhundert stammen. Bei den eingelegten Stoffen, Wollknäueln und bei den übrigen Waren wird gelegentlich etwas nachgeholfen sein. Nebenher gehen Spielläden mit schmalen, seitlichen Schaufenstervorbauten. Unser Beispiel (Abb. 6) wird den Aufsätzen auf den Schaufenstern und den kanellierten Pilastern im Rahmenwerk nach aus der Zeit um 1910 sein.

Schließlich noch ein kurzer Hinweis auf die gelegentlich an die Puppenstuben anschließenden Gärten. Auch dafür besitzt die Kunz'sche Sammlung ein Beispiel (Abb. 7). Das zugehörige Zimmer ist leider später neu tapeziert worden. Dabei enthält es reizvolle blechgestanzte Möbeldchen aus den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Anschließend der köstlich naive Garten mit dem Pavillon auf dem Hügel am anderen Ende und mit dem typischen, wenn auch schon in Eisen ausgeführten, spät-biedermeierlichen Zaun. Schon in den Puppenhäusern ist gelegentlich statt eines gewöhnlich eingerichteten Zimmers ein Gartenraum mit eingebaut. Das Biberacher Heimatmuseum hat vor wenigen Jahren eine ebenfalls einstockige, oben offene Folge von Jugendstil-Puppenstuben erwerben können, bei der auch ein Wintergarten mit eingebaut ist. Ob die Gartenzimmer in den Puppenhäusern letzten Endes auch schon eine Art Wintergarten darstellen sollten, wissen wir nicht.

Abschließend noch kurz etwas zum Sammeln von Puppenstuben, Puppenküchen und Kinderkaufläden. Es gibt dafür zwei verschiedene Gründe: Man kann sie aus Freude an ihrer spielerischen Art sammeln. Dann wird der Sammler, der das nötige Geschick besitzt, die weniger gut erhaltenen Beispiele ergänzen und korrigieren, gelegentlich auch selber etwas so köstlich Naives zustande zu bringen suchen. Oder man sammelt sie, weil sie über den Reiz ihrer entzückend spielerischen Aufmachung hinaus auch noch interessante kulturgeschichtliche Zeugnisse sind. Dann bedeutet das für einen Sammler, der an sich den Reiz solcher Bestände verständlicherweise gelegentlich noch mehr betont haben möchte, daß er auf alle Eingriffe, die über das reine Konservieren hinausgehen, verzichten muß, nicht damit spielen darf. Frau Kunz hat sich, glaube ich, für die letztere Art zu Sammeln entschieden. Wir wünschen ihr, daß sie noch viele Beispiele zusammenfindet, die die Wohnkultur ihrer Zeit weitgehend unberührt veranschaulichen.



Der ausgebrannte Ostbau des Langenburger Schlosses

Zum Wiederaufbau von Schloß Langenburg

In der kalten Winternacht vom 23. auf den 24. Januar dieses Jahres brannte der Ostflügel und der größere Teil des Nordflügels von Schloß Langenburg aus. Die strenge Kälte verzögerte die sofortige Einleitung wirkungsvoller Löschmaßnahmen. Die Schläuche, die die Feuerwehr von der Jagst zum Schloß hinauf legte, um den Großbrand zu bekämpfen, froren sofort ein. Erst in Tankwagen vom Fluß heraufgefahrenes Wasser ermöglichte es, umfangreichere Löscharbeiten einzuleiten. Trotz der vereisten Straßen traf die Stuttgarter Feuerwehr noch in tiefer Nacht am Brandplatz ein. Im vergangenen Sommer hatte sie einen Brandbekämpfungsplan für das Schloß ausgearbeitet. Diese vorsorgliche Maßnahme bewährte sich nun. Es gelang, an der gefährlichsten Stelle, beim Kapellenturm, des Feuers Herr zu werden, so daß es nicht auf den Südflügel übergriff und auch den Kapellenturm selbst nur streifte.

Der Ostbau brannte aus, bis herunter auf die Gewölbe des Erdgeschosses; der Nordflügel verlor sein Dach; sein Inneres, ohne die ebenfalls gewölbten

Räume des Erdgeschosses, wurde etwa zu drei Vierteln zerstört. Noch am Nachmittag des 24. Januar schlugen die Flammen aus den Brandruinen, und viele Tage noch schwelte das Feuer unter dem riesigen Schuttberge, der im Innern des Ostflügels lag. Die Galerien im Schloßhof waren wochenlang überzogen mit dicken, schmutzig-braun-gelben Eisschichten. In den Räumen des Schlosses, die verschont geblieben waren, lag schwarzer, schmieriger Ruß über Möbeln, Statuen, Bildern, Stückdecken und Parkettböden.

Wie vor 32 Jahren beim Stuttgarter alten Schloß, war ein undichtes Kamin die Ursache der Katastrophe.

Ziemlich rasch wurden die Aufräumbungs- und die notwendigen Sicherungsarbeiten in Angriff genommen. Die stehengebliebenen Ziergiebel des Nordflügels wurden gegen Einsturz gesichert und anschließend erhielten alle ausgebrannten Bauteile Notdächer.

Bei den Voruntersuchungen für die Wiederaufbauarbeiten zeigte es sich, daß die Nordwand des Nordflügels auf ein großes Stück offenbar seit Jahrzehnten in Bewegung ist und die Gefahr drohte, daß sie lang-



Schloß Langenburg in beherrschender Lage über dem Jagsttal

(Luftbild Albrecht Brugger 2/9002)

sam abrutscht. Im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau, der im Spätjahr begann, werden an dieser Stelle Sicherungsmaßnahmen durchgeführt.

Das Äußere der ausgebrannten Bauteile wird wieder das alte Gesicht bekommen. Der Chef des Hauses, Fürst Kraft zu Hohenlohe-Langenburg, will die einzigartige Hügelkrone über dem Jagsttal wieder entstehen lassen, und so ein Herzstück des Hohenloher Landes in seiner geschichtlich gewordenen Form erhalten. Es entsteht wieder die das Bild des Schlosses so wesentlich bestimmende stadtseitige Eingangsfasade des Ostbaues mit dem hohen Walmdach, die 1756 nach der Planung und unter der Leitung des „Balliers“ Christoph Schwarzwimmer entstand; der Treppenturm im Hofe und der Bettenturm an der

Nordostecke des Schloßvierecks erhalten wieder ihre charakteristischen Hauben. Und hinter Georg Kerns, des Forchtenberger Renaissancebaumeisters Ziergiebeln, die kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg entstanden, wird wieder die lange Linie des Norddaches stehen.

Das Innere des Schlosses wird, den heutigen Bedürfnissen entsprechend, modern ausgebaut: es entstehen verschiedene Wohnungen und einige repräsentative Räume. Das Schloßmuseum, das sich in dem vom Brand nicht zerstörten Teil des Schlosses befindet, ist längst wieder „vom Ruße befreit“ und wird weiterhin für die Besucher offenstehen.

Im Laufe des Jahres 1965 werden die Wiederaufbauarbeiten voraussichtlich abgeschlossen sein.

Peter Haag

Schwäbisches Fuhrmannslied

In Gottes Namen spann ich an
Gott's ist das G'schirr, er ist Fuhrmann
wenn er vorlegt und greift ins Rad
so geht mein Fuhrwerk recht vonstatt',

Kyrie eleison.

Herr, weis' Dein Knecht auff rechte Bahn
Du weißt all' Weg, hilf Roß und Mann!
kennst alle Furt, Schläg', Pfütz' und Krümm
so Du nicht fährst, so werf ich üm,

Kyrie eleison.

G'leit' Du mich selbst, wann ich ausfahr'
mein Felg', Speich', Nab', Achs' schier bewahr
wenns bergein geht, hemm' zeitlich ein!
lass' Dein Engel mein Schützer sein!

Kyrie eleison.

G'mach hilf mir fort auff Bruck und Steg
und daß ich weich' vom engen Weg
wenn mir bekommt ein hart Gespann
wehr, daß ich fang kein Hader an!

Kyrie eleison.

Da irr ich fahr in meiner Reis'
bring mich beizeit ins rechte Gleis
wenn ich umbwerf und lieg im Kot
hilff wieder aufrecht mich aus Not!

Kyrie eleison.

Mit meinem Gschirr preis ich Dich, Herr
zur Nacht ein guten Wirt bescher
spann mit auß, daß ich komm zur Ruh
auff Christi Straß' ich fahr grad zu,
Kyrie eleison.

Der Menschen selig Wagenfahrt
so jetzt im tiefen Schlamm steckt hart
befehl ich Dir, Herr Jesu Christ
dann Du der recht Schirrmeister bist,
Kyrie eleison.

*Aus den „Tricinien“ (1602) von Melchior Schaerer,
Pfarrherr in Widdern a. d. Jagst, mitgeteilt von Ernst
Häußinger.*

Brief eines Stiftlers aus dem Krisenjahre 1796

Jakob Friedrich Märklin an Friedrich Immanuel Niethammer

Von Adolf Beck

Der hier mitgeteilte Brief soll eine kleine Reihe eröffnen, worin zwanglos, ohne Bindung an zeitliche Folge, unbekannte Briefe dargeboten werden, deren Verfasser (und Empfänger) Schwaben von Rang, deren Inhalte von geschichtlichem oder menschlichem Interesse und des Aufhebens wert sind. Der vorliegende Brief gehört samt zahlreichen anderen an Immanuel Niethammer der Universitätsbibliothek Erlangen, der für die Erlaubnis zur Veröffentlichung aufrichtiger Dank gebührt. Der nächste wird von Wilhelm Hartlaub, dem „Ursfreund“ Mörikes, an Gustav Schwab sein, er beleuchtet die Lage Mörikes in Cleversulzbach. –

Es war im ersten Koalitionskrieg gegen Frankreich. Seit Anfang Juni 1796 drängten die Franzosen an der Nordfront über Sieg und Lahn nach Süden und Südosten, Frankfurt und dem Maintal zu. Drei Wochen später setzten sie am Oberrhein die Zange an. Am 24. Juni ging die Rhein-Armee Moreaus bei Straßburg über den Strom, am 28. brach sie bei Renchen das Tor zum Schwarzwald auf, am 2. Juli sprengte sie den Riegel Württembergs, die Alexanderschanze auf dem Kniebis, am 4. nahm sie Freudenstadt, am 18. Stuttgart, am 4. August Ulm. Schwaben, Franken und ein großer Teil von Bayern wurden überschwemmt. Am 7. August schloß Württemberg ruhmlosen Sonderfrieden. Erst am 24. schuf Erzherzog Karl, geduldig überlegen zwischen den zwei Heeresäulen der Franzosen operierend, bei Amberg die Wende. Wieder flutete die Rhein-Armee durch Schwaben. Das Ländchen war verheert, das Volk erbittert. Davon zeugen eindrucksvoll die „Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben im Jahre 1796“, die der vortreffliche Johann Gottfried Pahl im Jahr darauf herausgab¹.

Das ist der zeitgeschichtliche Hintergrund des Briefes, den Jakob Friedrich Märklin, ein Stiftsgenosse Hölderlins und Hegels, von Stuttgart seinem Landsmann Friedrich Immanuel Niethammer in Jena schrieb, – am 24. August, dem Tag der Wende.

Märklin ist in der württembergischen Kirchen-, Niethammer in der deutschen Geistesgeschichte wohlbekannt. 1766 als Sohn des Pfarrers zu Beilstein im Bottwartal geboren, 1784–1789 im Stift – ein Jahr also mit Hölderlin –, ein Liebling Schnurrers, des humanen Ephorus, der ihm gern und häufig schrieb, in Tübingen für Kant gewonnen, war Niethammer 1790 bildungshalber in die Saalestadt gekommen, wo Reinhold kantisch lehrte, bald mit Schiller wie mit andern Freund und nach einigen Zwischenstufen 1795 ordentlicher Professor der Philosophie geworden. (Seit 1797 Professor der Theologie,

wurde er 1804 nach Würzburg, 1808 als Oberstudien- und Oberkirchenrat nach München berufen, wo er das bayerische Schulwesen nach neuhumanistischen Grundsätzen aufbaute. Er starb in hohem Alter hochverdient 1848.) Sein Philosophisches Journal, 1795 begründet, seit 1797 mit seinem Kollegen Fichte redigiert, wurde die führende philosophische Zeitschrift der neunziger Jahre. In Jena brach er gleichsam Bahn für seine großen Landsleute Schelling und Hegel. Er gehörte nicht zu den Meistern, die das Antlitz der Epoche prägten, wohl aber zu den Mittlern hohen Rangs. Sein lautes, offenes Wesen gewann ihm Neigung und Vertrauen der großen Zeitgenossen. Sein Haus in Jena war ein Neutralitätssort des spannungsreichen geistigen Lebens. Den Schwaben, die es, magnetisch fast, zu Schillers und zu Fichtes Wirkungsstätte zog, stand es besonders offen.

In Jena hatte auch Märklin, seinem Briefe nach, die Bekanntschaft mit Niethammer erneuert und ihn zum Freund gewonnen. 1771 in Stuttgart geboren, war er erst im Stift, im Herbst 1788 mit Hegel und zwei anderen zu Hölderlins Promotion gestoßen und einer der Besten geworden. Er machte früh und sicher, wohl ohne Brüche und Konflikte, seinen Weg, den Weg der Begabten und dabei „Soliden“, die nicht – zum heimlichen Kummer des Konsistoriums – in die Fremde ausbrachen, sondern sich der Kirche ihres „Vaterlands“ erhielten: 1797 Repetent im Stift, 1802 Professor an der Klosterschule zu Bebenhausen, 1807 zu Maulbronn, 1814 Dekan in Neuenstadt am Kocher, 1821 Prälat in Heilbronn, wo er 1841 starb. (Vor dem Hintergrunde dieser „Karriere“ werden die weltanschaulichen Bekenntnisse, mit denen sein Brief durchsetzt ist, um so interessanter.) Er war übrigens der Vater des ebenso begabten Christian Märklin (1807–1849), des Kompromotionalen und Freundes von David Friedrich Strauß, der dem Frühverstorbenen 1850 mit seiner so tiefgründigen wie geschliffnen Studie: Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart, ein schönes Denkmal setzte (auch in den Gesammelten Schriften, Bd. 10). Ein Denkmal wird darin gleich eingangs auch dem Vater gesetzt als einem Manne, „welcher mit der hellen Denkart der neuen Zeit noch die ganze Sittenstrenge der alten verband . . . Sittlich streng, aber dogmatisch liberal; unerschrocken im Kampfe für Freiheit und Recht, doch innerhalb fest bestimmter Gränzen; eben so sehr gegen transcendentes Schwärmen ihrer eigenen Vernunft auf der Hut, als gegen die Zumuthung der Auctorität, unverständliche Glaubenssätze anzuerkennen: so war das Geschlecht jener Männer (die wie Hegel und Märklin

ihr Gepräge durch die kritische Philosophie erhalten hatten), und in diesem Geiste hat auch Märklin der Vater während seines langen Lebens gewirkt.“ Von der „Huth“ des jungen Märklin gegen „die Zumuthung der Auctorität“ werden wir nachher gleich ihn selber sprechen hören. Vor Antritt seiner Laufbahn durfte er, wie mancher andre Stifter von besondern Gaben, auf „Universitätsreise“ gehn: über Leipzig, wo er Schelling traf, nach Jena, von dort nach Haus über Halle, Göttingen, Marburg und Frankfurt. Davon erzählt sein großer Brief². Märklin, der Niethammer mit „liebster Freund“ anredet, entschuldigt sein „langes Stillschweigen“ von „dritthalb Monaten“ und fährt nun fort:

(1) Eine große Entschuldigung finde ich in den Begebenheiten der gegenwärtigen, unruhigen Zeit. Noch steht oft und immer gleich reizend die Erinnerung an Jena, an meine dortigen Freunde und an die mir so angenehm unter ihnen verflossenen Stunden vor meiner Seele, aber nähere Auftritte von Abscheulichkeiten drängen sich gewaltsam vor das liebliche Bild, und eine stürmische Gegenwart entreißt mir auch den ruhigen Genuß froher Erinnerungen. Ich fürchte diese Gegenwart nicht und ich werde ihr nicht unterliegen; aber ich verwünsche sie doch, und nur mit bittrem Unwillen ertrage ich sie. Da sind wir nun einem übermütigen, selbstsüchtigen Volke hingegeben, erfahren noch, nachdem wir den Frieden erkaufte haben, die Gräuel des Kriegs und wissen nicht, warum und wie wir dazu kommen; hätten Kraft, uns zu schützen, und zum Teil schon den Muth der Verzweiflung, und man hält uns zurück, und heißt uns gutwillig *dem* uns fügen, was wir abhalten könnten. O der verwünschten Sicherheitsmaximen, bey welchen man immer gewiß verliert, weil man nicht den Muth hat, einmal *alles* zu wagen, um vielleicht *alles* zu erhalten! Ich weiß nicht, soll ich mehr über die Fehler, die von unsrer Seite gemacht worden sind, unwillig seyn, oder über die Franzosen, welche sie benutzten und mißbrauchten! – Voll Begierde, im Fall eines allgemeinen Aufgebots auch meinen Arm dem Vaterlande zu widmen, eilte ich von Frankfurt hierher; – ich fand es, verrathen von den Feigen die dafür hätten sterben sollen, wenn diese Elenden etwas höheres kannten, als zu leben, verlassen von denen, welche gerade in solchen Fällen am meisten zeigen sollten, daß sie um des Ganzen willen da seyen; es war alles verloren, der Zeitpunkt des Widerstandes vorüber, und nur gütliche Unterhandlungen konnten das ärgste abhalten. Sie wissen wahrscheinlich schon aus öffentlichen Blättern, wie Theuer wir den Waffenstillstand bezahlt haben, vielleicht auch schon, daß dessen ohngeachtet unendlich viel geplün-

dert, verderbt, verheert worden ist, daß man tägliche Klagen über Räubereyen und persönliche Mißhandlungen, besonders auf dem Lande, hört, und daß vor der Abschließung des Waffenstillstandes in den Gegenden, wo damals die Fr. schon eingerückt waren, sehr viel böses verübt worden ist. So höre ich erst heute, daß allein im Neuenburger Oberamte der Schaden auf 400,000 f geschätzt wird. Pfarrer besonders sind beynahe überall ausgeplündert und mißhandelt worden. – Doch – lassen Sie uns unsre Blicke von diesem Unwesen abwenden, das durch Klagen nicht gebessert wird! – Es soll im nächsten Monat ein Landtag gehalten werden; – ob *der* wol der Sache helfen wird? Es werden nur recht erfahrene, alte Herren, mit großen Perücken dabey seyn, und an guten Einfällen wird's nicht fehlen, wenn das Sprüchelchen noch wahr ist: Den Seinen giebt Er's schlafend! –

Mir und den meinigen ist übrigens, die Lasten abgerechnet, welche das ganze Vaterland trägt und woran alle einzelne Theil nehmen, besonders nichts schlimmes begegnet; ich war aber in jener stürmischen Zeit, wo jeder einzelne sein eigener Richter und Rächer seyn mußte, jeden Augenblick gefaßt, den Säbel zu ziehen, und, ehe ich mich und die meinigen mißhandeln ließe, einen Gang auf Leben oder Tod zu wagen. –

(2) Ihren Brief habe ich in Göttingen erhalten... Meine Ankunft in Göttingen wurde dadurch etwas verspätet, daß ich von Halle aus dahin einen Umweg durch den Harz, über Ballenstädt, Blankenburg, Elbingerode, den Brocken und über Andreasberg nahm. Ich habe auf diesem Wege viel Vergnügen gefunden, die schönsten Felsenparthien und die interessantesten Merkwürdigkeiten des Harzes gesehen. Auch davon kann ich Ihnen gegenwärtig keine ausführlichere Nachricht geben, ich habe biß jezt noch keine Zeit gefunden, mein Tagebuch in Ordnung zu bringen. In Göttingen blieb ich einige Wochen, die ich sehr angenehm zubrachte, fast immer unter Landsleuten, und darum beynahe in der angenehmen Illusion, schon zu Hause zu seyn. Sie fragen, wie ich die Göttinger gefunden habe? – *Im Ganzen*, als sehr gebildete, feine Leute, aber ich habe an ihnen die genialische Unbefangenheit des Urteils oder doch die Freymütigkeit vermißt, welche mehrere der Jenenser charakterisirt. Sie schienen mir, was besonders Philosophie und Theologie betrifft, fast durchweg Einen Strich und Einerley Maximen zu haben, Maximen der Klugheit, nach welchen es für eine Sünde – wenn auch nicht gegen das Gewissen, doch

gegen die Politik gilt, jede neue Entdeckung einer gefährlich scheinenden Wahrheit sogleich ohne Rückhalt auch dem exoterischen Publikum mitzuteilen. – Spittler und Plank haben mich vorzüglich interessirt, diese zwey haben unter allen am meisten genialisches. Spittler ist ein Mann voll Geist, und, wenigstens in seinem Betragen gegen mich, von einer Herzlichkeit, welche mich sehr an ihn anzog. Sein akademischer Vortrag ist der vorzüglichste, den ich je hörte. Ich war, so oft ich konnte, in seinem Hause, denn auch seine Frau ist sehr liebenswürdig, und in meinen Augen vielleicht darum desto liebenswürdiger, weil ich in Ihr einmal wider ein Beyspiel sah, daß auch der abgeschmakte Dämon unsrer schwäbischen MädchenErziehung völlig ausgetrieben werden könne. Plank habe ich als einen sehr biedern, lebhaften Mann gefunden, der, wenn er schon in theologischen Dingen nicht immer ganz unbefangen urteilt, doch gegen andersdenkende sehr billig ist, und zu viel Scharfsinn hat, um schlechtweg altgläubig zu seyn. Mit Ihren Briefen über den Religions-Indifferentismus schien er sehr zufrieden zu seyn. – Sie nennen unsern Landsmann, den *D. Theol. St-n lendenlahm* – daran thun Sie ihm Unrecht; das erste-mal, daß ich ihn in G. sah, fand ich ihn auf dem Tanzboden, wo er sich unter – Damen herumtrieb. Freylich entfliegt er nur selten seiner Studirstube, um solche Zirkel zu finden, und allerdings ist es auch dann ein schwerfälliger Flug. Er mag ein braver Mann seyn, aber ein unbefangener Denker ist er nicht, er ist sehr fleißig, aber dieser Fleiß der Studirstube ist die Agonie des Geistes. Die Philosophie vertritt bey ihm auch noch Magddienste, und erliegt, wie natürlich, unter der herkulischen Arbeit, die dogmatischen Fächer zu säubern, ohne sie einzu-reißen. – Seyffer ist nicht mehr der lebhafteste, unterhaltende Gesellschafter, der von einem Damenzirkel zum andern eilte, er ist still, düster und bey-nahe verlegen in größeren Zirkeln, und auch das hat – ein Weib getan! – Eichhorn, in dessen Hause ich mehr-mals war ist ein sehr artiger, auch für den Umgang interessanter Mann, und der Mann hat eine liebens-würdige Tochter. . .³

Die übertriebenen Nachrichten von dem Schicksal von Stuttgart, welche durch einige öffentliche Blätter verbreitet wurden, haben Ihnen vielleicht auch Unruhe gemacht. Es ist wahr, daß eine Abteilung österreichischer Kavallerie sich fechtend durch die Stadt zurückzog, daß darin mehrere von beyden Seiten und zufällig auch zwey Bürger getödtet wurden, und daß auf unsern nächsten Bergen einige Stunden kanonirt wurde. Es fielen auch einige Kugeln theils

in der Stadt, theils vor der Stadt nieder, und ich habe selbst manche an dem Kirchthurme, auf dem ich war, vorbeypfeifen hören, und niederschlagen gesehen, aber es wurde nichts verbrannt oder in Grund geschossen.

(3) Ihrem Auftrag zufolge habe ich die Stimmung in Göttingen in Beziehung auf die kritische Philosophie sondirt, aber sie nicht so günstig gefunden, daß Hoffnungen von einiger Zuverlässigkeit darauf gegründet werden könnten. Unter den Professoren welche meist Empiriker sind, ist die Abneigung gegen die apriorische Weißheit, wie sie es nennen, bey-nahe allgemein und entschieden, und unter den Studenten ist noch kein Enthusiasm für die neue Philosophie erwacht, vielleicht selbst jene Abneigung auf sie transpirirt. Auch *Plank* und *Spittler*, mit welchen ich von der Sache bestimmter sprach äußerten keine günstigen Erwartungen von dem Erfolg einer solchen Spekulation auf Göttingen. . . .

(4) Von dem Schicksal des philosophischen Journals habe ich, da uns seit einigen Monaten die Zeitungen aus Sachsen fehlen, seit Ihrem Briefe nichts weiteres erfahren. Ich bitte Sie, mir, wenn die Sache, wie ich hoffe, wider gut arrangirt ist, davon Nachricht zu geben, und, im Fall meine Abhandlung ganz abgedruckt wäre, mir die bestellten 24 Exemplare davon sobald Sie können, zuzuschicken. – Ich werde, weil es doch biß zu meiner Repetition nicht lange mehr anstehen kann, hier, bey meinem Vater, bleiben; auch bin ich schon gebeten die Zeit während des Landtags, wobey mein Onkel in Denkendorf hier seyn wird, statt seiner in Denkendorf zuzubringen. Ich möchte lieber seine Stelle bey dem Landtag vertreten, um ein kräftiges, patriotisches Wort zu sprechen. – . . .

(5) Meine Freundinnen und Freunde in Jena versichern Sie meines freundschaftlichsten Andenkens, und daß ich meine angenehmste Erholung darinn suche, mich in der Erinnerung in Ihre Kreise zu ver-setzen. Ich hoffe, sie werden mir diese Freude gönnen, und auch in ihrer Einbildung mich zuweilen wider unter sich aufnehmen. . . *Mdme Paulus* habe ich hier gesprochen; ich war überrascht, sie schon im Vater-lande zu sehen; ich hoffe, ihr Mann werde sie ab-holen. Empfehlen Sie mich Ihm, und geben Sie Ihm den beygeschlossenen Brief. – *Göriz* grüßen Sie recht herzlich von mir, und sagen Sie Ihm, ich habe schon längst den guten Willen, Ihm zu schreiben, und ich hoffe, es soll nicht lange mehr bey dem bloßen Wollen bleiben. Sagen Sie Ihm, Er solle Sich darauf gefaßt

machen, nächstens *ad examen consistoriale* vocirt und zu einer Pfarre *nominirt* zu werden. Er dürfe auch darüber gar nicht in Verlegenheit seyn, daß, nach hergebrachter Terminologie *ad Spartam Martha accedat*, denn wir haben hier der ehelustigen Mädchen so viele, daß wir entweder die Polygamie einführen, oder eine Mädchenkolonie nach der Südsee schicken müssen. –

Empfehlen Sie mich bey Mdme Döderlein und Eber, im Mereau'schen, Asverus'schen, Eckardt'schen, Schiller'schen und Ilgen'schen Hause, bey Fichte, Woltmann und wem etwa sonst mein Andenken nicht fremd geworden ist. . . Sie fragen vielleicht: wie ich hier lebe? und ich sage Ihnen, bißher ganz angenehm. Ich bin abwechselnd bald hier, bald auf dem Lande; habe meine alten Bekanntschaften erneuert, und manche neue gemacht, u manche Leute erträglicher Gefunden, als ich sie erwartete. Ich habe mir einen kleinen Zirkel gemacht, in welchem mir die Zeit verfliegt, ohne daß ich weiß, wie? und ich werde vielleicht auch Stuttgart ungern verlassen, um nach Tübingen zu gehen. Doch bin ich auf meiner Huth, am meisten gegen mich selbst, damit es den Leuten weder im Guten noch im Bösen gelinge, mich in das alte gewöhnliche Geleise des herkömmlichen Schlendrians zu bringen. Noch bin ich auch wegen meines Glaubens nicht in Anspruch genommen worden; auf wie lange ich so unangefochten bleiben werde, weiß ich nicht, inzwischen bin ich bereit, meine Überzeugungen zu vertheidigen und festzuhalten gegen List und Gewalt von außen und gegen den uns innewohnenden bösen Nationaldämon der Gemächlichkeit, der uns sogern wider aufs Alte führt. Leben Sie recht wol, liebster Freund, und bleiben Sie mir auch nur zum Teil so herzlich gut, als ich es Ihnen bin.

Ganz der Ihrige M.

Sagen Sie der Mdme Mereau, daß ich unter andern angenehmen Erinnerungen an Sie unterwegs auch die gehabt habe, bey dem Medailleur Abramson, welchen ich in Göttingen traf, eine Abbildung von Ihr in Wachs zu sehen, ganz so niedlich und lieblich, wie Ihr kleines Figürchen selbst. –

Lassen Sie es doch mit dem antworten nicht solange anstehen als ich.

Ich wollte noch einen Brief an Mdme Asverus beylegen, aber ich wurde verhindert, ihn zu vollenden. Sagen Sie Ihr, daß er längst angefangen sey, und nächstens abgeschickt werden soll, versichern Sie Ihr recht viel Liebes und Gutes von mir, und Sie soll mein Stillschweigen doch ja keiner unfreundschaftlichen Gleichgültigkeit zuschreiben. Ich habe oft,

recht sehr oft an Sie gedacht und ein andächtiger Katholik könnte nicht mit innigerer Rührung vor der heil. Maria beten, als ich oft vor Ihrem Schattenrisse – gestanden habe. –

Es ist mir doch noch möglich geworden, meinen Brief an Mdme A. zu beendigen. Seyen Sie so gütig, ihn Ihr einzuhändigen. –

(Der vorletzte Abschnitt ist von Märklin gestrichen und durch den letzten ersetzt.)

Ein aufschlußreiches Stimmungszeugnis ist der erste Teil des Briefes. Den jungen Theologen litt es nach dem Einbruch der Franzosen nicht mehr in der Ferne: es trieb ihn heim, „im Fall eines allgemeinen Aufgebots“ dem Vaterland mit der Waffe zu dienen. Wir kennen diese Stimmung aus dem Anfang 1794, als die Pfalz zum großen Teil erobert, Württemberg bedroht war. Damals hatte Herzog Ludwig Eugen eine Volksbewaffnung zur Verteidigung des Landes eingeleitet, das, wie auch die Nachbarländer, „ein allgemeiner waffenfreudiger Zug“ erfaßte, der jedoch bald erlahmte⁴. – Der Brief spricht doch wohl nicht nur persönliche Stimmung aus, sondern die Gesinnung vieler in der geistigen Jugend Württembergs. Da wurde kraftvoller, heroischer Widerstand als möglich und rühmlich, die Schwäche der Regierung als verächtlich, der Friedensschluß als Schmach empfunden. Es ist nicht bezeugt, doch immerhin wahrscheinlich, daß auch Märklin, wie viele der Besten im Stift – Hölderlin, Hegel, Schelling –, von den Ideen der Französischen Revolution hingerissen wurde, als diese um 1792/93 an die Mauern des alten Hauses brandeten. Dann ist sein Brief ein Zeugnis starken Umschwungs angesichts der Wirklichkeit. Da drängt sich ein Vergleich auf: mit Hölderlin. Er weilte damals in Kassel, wohin Frau Gontard aus dem bedrohten Frankfurt mit ihren vier Kindern, deren Erzieherin und Hofmeister geflohen war. Von dort schreibt er seinem Bruder am 6. August, nur wenig früher als Märklin: er ist besorgt um die Seinen daheim in „den großen Begebenheiten“, besonders um die Mutter, von der er weiß, „wie viel sie unter solchen Umständen durch ihren Sinn und ihre Demuth leidet“; dann aber fährt er in gehobnem Tone fort⁵:

„Dir, mein Karl, kann die Nähe eines so ungeheuren Schauspiels, wie die Riesenschritte der Republikaner gewähren, die Seele innigst stärken. – Es ist doch ganz was leichters, von den griechischen Donnerkeulen zu hören, welche vor Jahrtausenden die Perser aus Attika schleuderten . . ., als so ein unerbittlich Donnerwetter über das eigne Haus hinziehen zu sehen“. –

Nochmals (in Teil 1 gegen Schluß und Teil 4) gibt Märklin als Angehöriger der Jugend des Landes oppositionelle Gesinnung zu erkennen in dem skeptischen Vorblick auf den bevorstehenden Landtag. Dieser wurde 1796 nach sehr langer Zeit – Karl Eugen hatte oft im Streit mit der Landschaft gelegen – zum ersten Male wieder

ausgeschrieben. Die Einberufung stand im Schatten des Krieges und der Not des hartbetroffenen Landes. Sie zog eine Hochflut von reformerisch – nicht eigentlich revolutionär – gesinnten Flugschriften nach sich⁶. In diese Reformbewegung dachte auch Hegel in Frankfurt noch 1798 eine Schrift: Über die neuesten Verhältnisse Württembergs, hineinzuwerfen; doch blieb er im Entwurfe stecken⁷. Anders Märklin, der seinen Onkel, den Prälaten von Denkendorf, der im Landtag Sitz und Stimme hatte, lieber in diesem als in der Klosterschule dort vertreten möchte, „um ein kräftiges, patriotisches Wort zu sprechen“. Da er dem Vaterland nicht mit der blanken Waffe hatte dienen können, griff er zur Waffe der Feder und veröffentlichte im September anonym eine kleine Flugschrift: Gedanken über die Wahl der Abgeordneten zum Württembergischen Landtage, dann eine größere, sozial- und steuerpolitischen Inhalts: Untersuchungen und Vorschläge über die Umlegung der französischen Kontribution in Württemberg. In der ersten vertrat er freimütig die demokratische, antibürokratische Auffassung, es müsse dem Volke freistehn, in den Landtag jeden Mann, der nur rechtschaffen und verständig sei, zu wählen, nicht nur Beamte „von Gericht und Rat“. –

Nach dem zeitgeschichtlichen Hintergrund tut sich im zweiten und dritten Teil des Briefes ein kultur- und geistesgeschichtlicher auf, der über die Grenzen Württembergs hinausliegt. Nach Jena hatte Märklin Göttingen besucht. Die Georgia-Augusta dort, erst 1737 gegründet, ein rechtes Kind der Aufklärung, war von Deutschlands Universitäten die „feinste“ und teilte seit kurzem erst mit Jena den Ruhm, auch die fortschrittlich führende zu sein. Wie dort zogen den jungen Gelehrten vornehmlich die bedeutenden älteren Landsleute an, die Göttingen gerufen und die fast alle das Stift gebildet hatte: der berühmte Historiker Ludwig Timotheus Spittler (1752 bis 1810), den 1797 seine Heimat als Staatsmann zurückholte; der bahnbrechende Orientalist und Alttestamentler Johann Gottfried Eichhorn (1752–1827), der in seinem Denken mit Herder verwandt war; unter den Theologen Gottlieb Jakob Planck (1751–1833), Freund Spittlers, vorwiegend Kirchenhistoriker, schon damals eine der „hervorragendsten Zierden“ Göttingens, seinem eigenen Wort zufolge Vertreter eines „rationalistischen Supernaturalismus“, um Ausgleich der Spannungen zwischen zwei theologischen Hauptrichtungen des 18. Jahrhunderts bemüht, und dessen Freund Karl Friedrich Stäudlin (1761–1826), ein Bruder Gotthold Friedrich Stäudlins in Stuttgart, des „Oberpriesters der schwäbischen Musen“, der in seinen Almanachen 1792/93 Hölderlin mit seinen Tübinger Hymnen in die literarische Welt eingeführt hatte; – dazu der Mathematiker und Astronom Karl Felix Seyffer (1762–1821), der um Ostern 1790 vermutlich der Begleiter Gottfried August Bürgers auf seiner so verhängnisvollen Reise nach Stuttgart, zu Elise Hahn, gewesen war⁸.

Die knappen, zum Teil ironisch-humoristisch getönten Skizzen, die Märklin im zweiten Teil von seinen gelehr-

ten Landsleuten entwirft, können hier nicht eingehender gewürdigt werden; sie mögen immerhin ein Bild ihres Wesens und Wirkens reizvoll ergänzen.

Viel aufschlußreicher sind die allgemeineren Urteile und Bekenntnisse des jungen Theologen. Da tritt in seiner ganzen hochgemuten – fast muß man sagen: hochmütigen – Haltung der begabte Stifter der ersten neunziger Jahre auf den Plan: der Stifter, den schon in Tübingen der Kritizismus Kants, in Jena dann die Wissenschaftslehre Fichtes gepackt und geprägt hat, – der Stifter, der – vorerst nur oder endgültig, das ist die Frage seiner weiteren Entwicklung – mit der Offenbarungs-Theologie seiner Tübinger Lehrer „fertig“ ist und in der transzendentalen, der kritisch-idealistischen Philosophie den absoluten Standpunkt gefunden hat, von dem aus er die Welt – die Welt der Theologie vor allem – bewegen zu können meint, bewegen helfen will. Märklin selbst veröffentlicht noch 1796 in Niethammers Philosophischem Journal eine theologisch-philosophische Abhandlung, von der im vierten Teil des Briefes kurz die Rede ist und die im Titel schon verrät, wes Geistes Kind sie ist: „Versuch einer transzendentalen Erörterung der Unsterblichkeit“. Manches in seinem Brief erinnert an den Briefwechsel zwischen Hegel und Schelling in den Jahren 1794/95. Von seinem Standpunkt aus fällt Göttingen notwendig ab gegen Jena. Er vermißt an den Göttingern, bei aller feinen Bildung, „die genialische Unbefangenheit des Urteils“, die Kühnheit und „Freymütigkeit“ der führenden Geister an der Saale. Der Theologe Stäudlin ist für ihn „ein braver Mann“, aber kein „unbefangener Denker“; sein Fleiß ist „Fleiß der Studirstube“ und als solcher „Agonie des Geistes“; vornehmlich aber schaut der philosophisch orientierte junge Theologe darum auf ihn herab, weil die Philosophie bei ihm „noch Magddienste vertritt“, nach der Tradition des Mittelalters „ancilla theologiae“ ist, und weil er die Transzendentalphilosophie dem Dogmatismus alten Schlages dienstbar machen möchte. Für Märklin ist dieser Versuch – der ja auch in Tübingen gemacht wurde – eine „herkulische Arbeit“. So hätten auch Hegel und Schelling sprechen können. Dem großen Planck gesteht er wenigstens zu, nicht „schlechtweg altglaubig zu seyn“⁹. Aber die Göttinger alle sind ihm in ihrer Stellung zu dem brennenden Problem des Verhältnisses von „Philosophie und Theologie“ mehr klug als kühn, zu vorsichtig und „politisch“, um „jede neue Entdeckung einer gefährlich scheinenden Wahrheit“ – der Transzendentalphilosophie – „sogleich ohne Rückhalt auch dem exoterischen Publikum mitzuteilen“. Sie sind zu sehr „Empiriker“, als solche „gegen die apriorische Weißheit“ eingenommen, daher auch die Studenten noch ohne „Enthusiasm für die neue Philosophie“. Göttingen wäre darum auch kein günstiger Boden für einen Mann wie Niethammer. Es ist interessant, daß Märklin von dem älteren Freund in Jena förmlich den „Auftrag“ mitbekam, „die Stimmung in Göttingen in Beziehung auf die kritische Philosophie“ – und damit offenbar den Boden für ein Wirken Niethammers dort –

zu sondieren (Teil 3). Für sich selbst aber ist der junge Anwärter auf eine Repetentur im Stift entschlossen, sich nicht „in das alte gewöhnliche Geleise des herkömmlichen Schlendrians“ bringen zu lassen, seine philosophischen „Überzeugungen zu vertheidigen“, sich zu wehren „gegen den uns inwohnenden bösen Nationaldämon der Gemächlichkeit, der uns so gern wider aufs Alte führt“ (Teil 5). Auch dies hätte Schelling schreiben können oder Hegel, der Anfang 1795 in einem Brief an den Jüngeren, der sich noch im Stift befand, das theologische „System des Schlendrians“ in Tübingen geißelte, – oder auch Hölderlin, der an Hegel, als dieser eine Repetentur erwog, im November 1795 schrieb: „für Dich wär' es wohl Pflicht, insofern Du den Todtenerwecker in Tübingen machen könntest; freilich würden die Todtengräber in Tübingen ihr Möglichstes gegen Dich thun“¹⁰.

So wird in Märklins Brief ein Generations-, aber auch ein Promotionsgeist spürbar: der Geist der Besten, Kühnsten jener Promotion, die in den entscheidenden Jahren ihrer Bildung von den Ideen der kritischen Philosophie und der Französischen Revolution berührt wurden. Zu ihnen gehörten neben Hölderlin und Hegel auch Märklin und der Primus Renz, den Schelling „in Bezug auf Talent und jede Vortrefflichkeit über alle seine Freunde“ setzte und den noch 1821 sein Dekan im Visitationsbericht als „genialen Mann von allseitiger Anlage und Kenntnis“ bezeichnete⁹. Renz und Märklin freilich schlossen ihren Frieden mit der Kirche ihrer Heimat, in deren Hierarchie Märklin als Prälat bis zu den obersten Rängen aufstieg. Ein weites Feld, dieser Ausgleich, dieser Wandel hochbegabter Stiftler!

Der fünfte, letzte Teil des Briefes führt zurück nach Jena. Märklin grüßt seine „Freundinnen und Freunde“ dort. In seinem nicht sehr langen Aufenthalt hatte er deren offenbar viele gewonnen, sich in ihrem Kreise wohl gefühlt und mit dem geistigen auch das gesellschaftliche Leben munter mitgemacht. Die Menschen, die er mit Grüßen bedenkt, die Häuser, worin er verkehrte – ein stattlicher Katalog –, brauchen nicht alle besprochen zu werden; hervorgehoben seien nur Schiller und Fichte, der Historiker Woltmann, der Jurist Mereau, die Theologen Döderlein und Eberhard Gottlob Paulus (1761 bis 1851) aus Leonberg, Zögling des Stifts auch er, „einer der Väter, aber auch der letzte Epigone des theologischen Rationalismus im 18. Jahrhundert“¹². – Vornehmlich aber scheint es dem gesellschaftsfrohen jungen Theologen die Weiblichkeit von Jena angetan zu haben: „Madame Paulus“ (1767–1844), eine Base ihres Mannes, ein lebhaft-zierliches, gescheites Wesen, „die kleine Frau“, wie Goethe sie zu nennen liebte, der einmal von ihr schrieb: „die Natur kann . . . eine Weile operieren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweitenmale zusammenbringt“; „Madame Asverus“, die Frau des Universitätssyndikus, und „Madame Mereau“: die Dichterin Sophie Mereau (1770–1806), „eine reizende kleine Gestalt, zart bis zum Winzigen, voll Grazie und Gefühl“¹³, die damals mehr als einem angehenden Gelehrten den Kopf verrückte und

sich 1803 von ihrem Manne scheiden ließ, um die Frau Clemens Brentanos zu werden. Was hätten wohl die gestrengen „Oberen“ im Konsistorium zu Stuttgart gesagt, wenn sie in dem Brief ihres Stipendiaten das Nachwort zu lesen bekommen hätten: das zierlich gedrechselte Kompliment an die zierliche Sophie Mereau und die Huldigung für Frau Asverus, vor deren Schattenriß der protestantische Theologe so innig gerührt wie „ein andächtiger Katholik . . . vor der heil. Maria“ gestanden zu haben versichert. Da sind aufrichtig-zärtliche Verehrung, Galanterie und Ironie wohl kaum zu sondern. Da wird Empfindsamkeit in leisem Übergang zu romantischem Frauenkulte sichtbar¹⁴.

Das alles lenkt den Blick nochmals auf Hölderlin. Er hatte Jena knapp ein Jahr vor Märklin, Ende Mai 1795, verlassen, und ungefähr ebenso lang, mehr als ein halbes Jahr, dort gewilt und Fuß zu fassen gesucht. Von seinen Briefen aus Jena sind dreizehn erhalten. Sie berichten von mancherlei Verkehr: vornehmlich mit Schiller, der ihn zärtlich seinen „liebsten Schwaben“ hieß, und Niethammer, den er im Rückblick seinen „philosophischen Mentor“ nannte; ferner mit Goethe und Herder, mit Fichte und Paulus, Woltmann und Sinclair, endlich mit Landsleuten wie dem Pfarrerssohn und Mediziner Camerer von Sondelfingen, von dem er später seiner Schwester schreibt: „Er ist einer von den wenigen Menschen, die mich eigentlich kennen; . . . er sah mich in Jena fast alle Tage, an Leib und Seele im höchsten Negligee. Mir ist er durch diesen Umgang aufs ganze Leben lieb geworden“. Der Dichter hat also durchaus in Jena nicht so isoliert gelebt, wie man gemeint hat. Und doch bekennt er selbst einmal: „Ich lebe ser stille, ganz nach meinem Wunsche“. Er suchte mit dem Geist der Saalestadt vertraut zu werden, deren „Seele“ für ihn Fichte war; an dem regen, leichten Leben der Gesellschaft Jenas nahm er, anders als sein Stiftsgenosse Märklin, wenig Teil, im Lauf der Zeit wohl immer weniger. „Meine eingeschränkte Zeit ließ es mir auch nicht zu, die schönen und lustigen Cirkel zu besuchen. Einmal war ich schuldigerweise bei Madam Paulus, wo ich mich aber lieber an den Professor hielt“: so schreibt er seiner Mutter lakonisch und summarisch im Dezember 1794. Überhaupt ließen ihn, wie er versichert, in Jena „die Mädchen und Weiber eiskalt“; fand er doch an ihnen „etwas Zuvorkommendes, das nichts weniger als Grazie, und etwas Zurückstoßendes, das nichts weniger als Würde ist“. In der etwas forcierten Antithese zeichnet sich ein Frauenbild ab, das in sich die Gegensätze harmonisch aufhebt, Anmut und Würde vereint. Der Dichter fand es ein Jahr später in der Wirklichkeit: in Frankfurt. „Lieblichkeit und Hoheit . . . ist Ein seeliges Eins in diesem Wesen“¹⁵. Im Traum von diesem Bilde mußte der Dichter Diotimas und Hyperions unberührt vorbeigehen an den „schönen und lustigen Cirkeln“ Jenas, in denen andre sich ergehen durften.

Seine Laufbahn führte Märklin weit von jenen Zirkeln weg. Doch ein paar „Reliquien“ aus Jena blieben offenbar

ihm wert genug, sie aufzuheben. In der Württ. Landesbibliothek sind zwei Briefe an ihn von Mad. Christel Asverus, vom 5. Juni und 28. September 1796; reizvolle Zeugnisse unbefangenen freundschaftlicher Neigung; ferner der ihm so teure Schattenriß von ihr, der ein liebliches Köpfchen, ein kapriziöses Persönchen vermuten läßt; dazu auch einer von Mad. Döderlein, und endlich je ein zierliches Stammbuchblättchen von den beiden Damen und von Niethammer. Frau Asverus, die mit ihm, als er von Jena schied, bis Altenburg, ihrer Heimat, gereist war, schrieb ihm dort am 1. Mai Gedenkworte, die dem Leser noch heute von dem Reiz des geselligen Lebens damals einen Hauch vermitteln und ihm ein leises Lächeln entlocken mögen.

Sie haben mich oft gesehen wie Sie es nicht wünschten: Muthwillig, nennen Sie es. Ich wünsche mir diese Stimmung noch lange, mir scheint sie ein Zeichen von Kraft. Da sie Ihnen aber nicht behagt, u. ich eines so sehr geachteten Freundes Urtheil schätze; So möchte ich doch wünschen: Sie dächten bey künftiger Erinnerung an mich mehr unsrer ernsthafteren Gespräche, als iener Poßen.

Das Gedenkblatt von Niethammer dagegen: es gibt uns Einblick in die geistige Welt von Jena, es versetzt uns mitten hinein in die Diskussion von Problemen, die damals die Geister bewegten – Problemen, die zwar mit den gesellschaftlichen Formen zusammenhingen und darin eine Wurzel hatten, dann aber weit über das Leben des Tages emporwuchsen. Wie schon eingangs erwähnt, war Niethammer ein Mittler hohen Rangs. Von einem Abend im Sommer 1795, an dem sich in seinem Hause Fichte, Hölderlin, Novalis trafen, vermerkte er in seinem Tagebuch, man habe „viel über Religion gesprochen und über Offenbarung und daß für die Philosophie hier noch viele Fragen offen bleiben“. Das war ja eins der Grundprobleme der von Kant berührten Stiftler. Jetzt, in seinem Abschiedswort für Märklin, greift Niethammer aus ihren Gesprächen ein anderes, sehr aktuelles Thema auf. Jahrs zuvor hatte Schiller in den Horen seine Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ veröffentlicht, worin er das Verhältnis von ästhetischer und sittlicher Kultur bestimmte. In diesem Raum bewegt sich das Geleitwort Niethammers. Es läßt erkennen, daß sich der junge Gast doch nicht so ganz naiv in jenen „schönen und lustigen Cirkeln“ Jenas erging. Er reflektierte und diskutierte über diese Lebensart. Er nahm sie als Bildungselement: nicht umsonst befinden wir uns in dem Jahre, da der große Bildungsroman der deutschen Klassik – „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ – zu Ende erschien! Das Vademecum Niethammers, das Dialoge der zwei Stiftler restümiert, mag diese Skizze schließen. Es ist datiert: „Jena, 1796. am Tage Ihrer Abreise“.

Aesthetische Cultur und moralische Cultur – sie sind nicht identisch. Die ästhetische giebt nicht die moralische, aber die moralische, leider! auch nicht die ästhetische;

sonst incommodirten uns nicht so oft biedere und doch abgeschmackte Menschen. Beides sind Tugenden, und dem Menschen im Ideal darf keine von beiden fehlen. Gesetzt aber, der Mensch in der Zeit müßte bei seiner Entwicklung die eine der andern aufopfern: welche von beiden würden wir am leichtesten missen: Wir würden freilich gegen die erstere entscheiden müssen – aber, dann möge nur auch die Idee derselben zugleich bei uns vertilgt sein, sonst möchte es wirklich manche Stunde geben, wo wir geneigt wären, sie gegen die zweite wieder einzutauschen.

Möge diese Reflexion, die so oft der Gegenstand unsrer gemeinschaftlichen Unterhaltung war, auch das ihrige beitragen, mir Ihr Andenken zu erhalten. Und sie wird es thun! weil sie Sie immer an die schönen Cirkel erinnern wird, in denen Sie mit mir gemeinschaftlich den Werth beider Tugenden haben fühlen und schätzen gelernt.

Im Anschluß an die Mitteilung des Briefes liegt eine Bitte an die wohlmeinenden Leser dem Verfasser am Herzen. Er bereitet in der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, deren Werk-Bände (1–5) Friedrich Beißner abgeschlossen hat, nach dem 6. Bande (Hölderlins Briefe, T. 1. 2, Stuttgart 1954, 1958) den letzten, 7. Band vor, der die Briefe an Hölderlin und die Zeugnisse der Zeitgenossen über sein Leben und Wirken bieten soll. Nun ist bei Hölderlin die Überlieferung besonders lücken- und trümmerhaft. Der Verfasser hat bei seiner jahrelangen Suche nach unbekannten Dokumenten sehr viel Förderung erfahren; er glaubt jedoch, daß in der schwäbischen Heimat Hölderlins in Privatbesitz noch immer manches liegt, was der Erhellung seines Lebens und Wirkens, seiner Umwelt, seiner geistigen Beziehung dienen kann. Für jeden, auch geringen oder gering scheinenden, Hinweis wird er dankbar sein. Um konkret bei Märklin und seinem Brief anzusetzen: in Teil 2 ist ein Tagebuch seiner Bildungsreise (die auch nach Frankfurt führte, wo Hölderlin seit Ende 1795 lebte), in Teil 5 (in einem hier ausgelassenen Abschnitt) sein Stammbuch erwähnt. Sein Nachlaß ist aber größtenteils verschollen. Er böte sicher Wichtiges, nicht nur in bezug auf Hölderlin. Es wäre dem Verfasser eine Freude, wenn der vorgelegte Brief des in Württemberg bedeutenden Mannes da und dort, vornehmlich in der Familie Märklin, zur Frage und Suche nach seinem Nachlaß Anstoß gäbe. Aber mehr noch: in den Jahren 1802/03 gab Märklin bei Steinkopf in Stuttgart eine – modisch betitelte – Monatsschrift: „Für Geistes- und Herzensbildung junger Frauenzimmer“ heraus. So etwas „zog“ wohl damals; aber die Monatsschrift erschien gewiß in sehr geringer Auflage. Sie ist jedenfalls bis heute völlig verschollen (weder im Zentralkatalog für Baden-Württemberg noch in dem für Hessen noch sonstwo nachzuweisen). Wer weiß, was sie enthielt? Geprüft werden sollte sie jedenfalls. Auch da wird der Verfasser jeden Wink mit Dank begrüßen. Aber nochmals: seine Frage gilt nicht allein den Sachen Jakob Friedrich Märklins.

¹ Darin beschreibt auch Rudolf Magenau, der Stiftsfreund Hölderlins, die Drangsale seiner Gemeinde Niederstotzingen, nordöstlich Ulms. – ² Im Abdruck sind die Eigenheiten der Schreibung bewahrt, Auslassungen gekennzeichnet, der Übersicht halber die Hauptabschnitte in Klammern beziffert und durch blinde Zeilen voneinander abgesetzt. – ³ In dem ausgelassenen Abschnitt erwähnt Märklin kurz „unsren Freund Reinhard“, den er in Göttingen vergeblich anzutreffen hoffte: es ist der Bruder des Stiftlers, der sich in Bordeaux den Girondisten angeschlossen hatte und im Sommer 1795 Gesandter der Französischen Republik bei den Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck geworden war; – dann den Schwaben Johann Friedrich Hauff, der seit 1794 Professor der Philosophie in Marburg war und den er dort besucht hatte. – ⁴ Vgl. W. Wendland, *Versuche einer allgemeinen Volksbewaffnung in Süddeutschland . . . 1791–1794*, Bln. 1901, S. 140. – ⁵ Stuttg. Höld.-Ausgabe (St. A.) Bd. 6, Nr. 125, 15–22. – ⁶ Vgl. E. Hölzle, *Das alte Recht und die Revolution*, Mchn.-Bln. 1931, S. 171. – ⁷ Vgl. Hölzle S. 181–184 und Th. Haering, *Hegel*, 1. Bd., Lpz.-Bln. 1929, S. 587–590. – ⁸ Seyffer war 1790 auch in Tübingen. Das erwähnt Hölderlin (Nr. 32, 48). Damals hatte ihn wohl Märklin noch als „lebhaften, unterhaltenden Gesellschafter“ gesehen. – ⁹ Verräterischerweise wollte Märklin vor „altgläubig“ zuerst „rechtg(läubig)“ schreiben! – ¹⁰ Briefe von und an Hegel, hg. von J. Hoffmeister Bd. 1, S. 16 (Phil. Bibl. 235, 1952); – St. A. Bd. 6, Nr. 107, 16–18; vgl. die Erl. dazu, mit den wichtigsten Äußerungen Hegels und Schellings. – ¹¹ S. die Erl. zu Nr. 107, 28. – ¹² ADB 25, 287. – Ludwig Friedrich Göriz (1764 bis 1823), den Märklin herzlich grüßen läßt, war ebenfalls Schwabe, Hofmeister des Herrn von Fichard aus Frankfurt, mehrjähriger Tischgenosse Schillers, bald dar-

auf in der Heimat „zu einer Pfarre nominirt“. Seine wertvollen Erinnerungen an Schiller erschienen 1838 im *Cottaschen Morgenblatt*. – ¹³ J. G. Rist, *Lebenserinnerungen* Bd. 1, Gotha 1880, S. 67. – ¹⁴ Nicht ohne Interesse ist ein Bild von Märklin, wie er sich vier Jahre später, als Repetent im Stift, zwei Jahre vor dem Antritt seiner Professur in Bebenhausen, gab. Am 19. 11. 1800 schrieb der in Anm. 12 erwähnte Göriz, nunmehr Pfarrer in Heidenheim, an Niethammer einen ausführlichen, in verschiedener Hinsicht aufschlußreichen Brief (ebenfalls in der UB Erlangen). Er hatte längeren Krankenaufenthalt in Tübingen hinter sich und von Märklin öfters Besuch bekommen. Von dem heißt es nun: „Märklin konnte mir nur durch Reminiscenzen an Jena u. seine lieben Bewohner interessant werden, denn er hat leider einen so hohen Grad von Selbstsucht u. männlicher Coquetterie angenommen, sein Gemüth ist so unruhig u. unzufrieden, er ist so uneinig mit sich selbst, er ist immer von sich selbst herumgetrieben, er sucht seine Zufriedenheit so ganz ausser sich, u. macht so auffallende Ansprüche auf den *Homme de bon ton*, daß es einem in seiner Gesellschaft nicht wohl sein kann. Dabei ist er unter den Tübinger Damen Mode (ohnerachtet er ihnen die sächsischen Damen unaufhörlich lobt) daß er nur selten für andere Menschen zu haben ist. Auch nimmt er sich in der Gesellschaft gleich so viel zum Voraus, daß man ihm die stille Schätzung, auf die er vielleicht sonst Anspruch machen könnte, versagen muß.“ Vielleicht ist dies Verhalten symptomatisch: der begabte und „weltfreudige“ Stiftler, der etwas von der „großen Welt“ gesehen hatte, fand nicht so leicht und nicht so bald in die Verhältnisse daheim zurück. – ¹⁵ St. A. Bd. 6, Nr. 137, 10–14; Nr. 96, 17 f.; Nr. 91, 58–61; Nr. 93, 118 f.; Nr. 90, 50–52; Nr. 123, 13–15.

Weihnachten

Feierlicher Klang der Glocken
Schwingt sich segnend durch das Land,
Aus dem Stern, der leuchtend stand,
Strömt der Weihnacht tief Frohlocken,
Zieht von Herz zu Herz ein Band.

Gießt ein Wunder in die Stille
Aus dem Glanz der Ewigkeit,
Heil'ge Weihnacht tief und weit,
Aus des Heilands Gnadenfülle
Strömt das Licht der Herrlichkeit.

Werner Conzelmann

Genialische Späße

Von Adolf Schabl¹

Im Schiller-Nationalmuseum wird ein handgeschriebenes Bändchen verwahrt²), dessen Rücken den Titel „Blaubeurer Lagerbuch“ trägt, dies insofern zu Recht, als es, einem Lagerbuch ähnlich, den gemeinsamen Besitz an Erinnerungen der Blaubeurer Genie-Promotion von 1821/25 verzeichnet. Nach dem Ton, auf den die Beiträge durchweg gestimmt sind, ist man verführt, es eine „Kneip-Zeitung“ dieser Promotion zu nennen. Diese Beiträge sind, bis auf einen Nachtrag, numeriert und haben, bis auf wenige Ausnahmen, Gedichtform. Auf die Blaubeurer Verhältnisse beziehen sich vor allem die Nrn. 1–18; in den, weniger umfangreichen, Nrn. 19–28 finden sich schon Tübinger Erinnerungen. Der Nachtrag, wiederum Blaubeuren gewidmet, wurde gar erst anlässlich der ersten Promotionszusammenkunft nach der Tübinger Trennung (im September 1830) am 20. Juli 1841 in Obertürkheim eingeschrieben. Damit stimmt überein, daß die Einträge auf mehrere Verfasser und verschiedene Schreiber zurückgehen. Während es zumeist gelingt, erstere festzustellen, sind die Schreiber nicht einwandfrei auszumachen. Nr. 1–18, 21–22 und 28 wurden von einer Hand niedergeschrieben; da Friedrich Theodor Vischer der meist beteiligte Verfasser ist, liegt die Vermutung nahe, es handle sich dabei um seine Handschrift. Dies scheint jedoch, wie Vergleiche mit Briefen Vischers der zwanziger Jahre ergeben, nicht der Fall zu sein. In einem Schreiben von Robert Vischer vom 4. Mai 1906 ist die Rede „vom Lagerbuch des Blaubeurer Seminaristen Strauß“; aber die Handschrift von David Friedrich Strauß, aus dessen Feder einige Beiträge stammen, will noch weniger zu der jener Nrn. passen. Den Nachtrag dürfte Heinrich Kern verfaßt und geschrieben haben.

Wann wurde das Lagerbuch angelegt? Da Nr. 28 auf 1830 datiert ist und sich keine wesentlichen handschriftlichen Unterschiede zu den Nrn. 1–18 und 21–22 ergeben, möchte man dazu neigen, Niederschrift in Tübingen zwischen 1825 und 1830 anzunehmen, wobei der unbekannte Schreiber die ihm erreichbaren Gedichte der Blaubeurer Zeit (ab 1823) zusammentrug. Dafür spricht auch, daß die eingestreuerten Zeichnungen (aus einem älteren Werk, der oft erwähnten Moser'schen Chronik?) ausgeschnitten und eingeklebt wurden.

Wie sollen wir den Ausdruck „Genie-Promotion“

verstehen? Unter „Promotion“ begreift man eine durch gleiche Ausbildungszeit zusammengeschlossene Gruppe von Studierenden. Diese Zeit betrug im evangelisch theologischen Seminar Blaubeuren dazumal vier Jahre. Die Promotion 1821/25 umfaßt somit alle in diesem Seminar zwischen 1821 und 1825 fortlaufend Ausgebildeten; Eintrittsdatum war der 20. Oktober 1821. Von Ludwig Amandus Bauer, dem Genossen von Mörikes Tübinger Orplidträumen und dem Verfasser der Orpliddramen „Der heimliche Maluff“ und „Orplids letzte Tage“, hören wir, wie sich eine solche Einbürgerung vollzog. Er gehörte allerdings der vorausgegangenen Promotion 1817/21 an, doch mag seine Darstellung annähernd die Verfassung aller Ankömmlinge schildern. Die Winterreise nach Blaubeuren schloß mit einer freundlichen Ahnung: „Als ich abends auf der Anhöhe vor dieser wilden Gegend ankam und zweifelnd bei mir nachdachte, ob ich hier glücklich meiner Bestimmung entgegenschreiten würde, da sah ich plötzlich vor mir das felsigte Thal von der untergehenden Sonne erhellt und fühlte eine innere Gewißheit, daß auch hier schon für mich gesorgt sey.“ So war es; vor allem verdankt er den Professoren Bauer und Kern, auch menschlich, viel. Im übrigen vernehmen wir: „Unser Ephorus Reuß behandelte uns so, daß wir 48 Zöglinge eine einzige Familie zu bilden schienen. Bisher war ich schwächlich gewesen, nun sah ich mich in einen Kreis von feurigen Jünglingen versetzt; in der frischen Bergluft erstarkte ich. Weinend schied ich von dem Orte, der mir zuerst so unfreundlich geschieden hatte, und betrat die Universität Tübingen.“ Dies geschah im Herbst 1821, kurz vor dem Eintritt der „Genie-Promotion“ (diese belief sich auf 39 Seminaristen und 13 „Hospites“). Daß Wilhelm Hauff von 1817–1820 im Seminar Blaubeuren weilte, sei nur eben hiermit angedeutet.

Was aber will „Genie“-Promotion sagen? Nun, dieser Promotion gehörten mehrere Jünglinge an, die auf Grund ihrer Gaben im geistigen Leben Württembergs, ja Deutschlands, mitzuwirken in besonderer Weise berufen waren. Unter ihnen ragen Friedrich Theodor Vischer, David Friedrich Strauß, Wilhelm Zimmermann, Gustav Pfizer, Julius Kraus, Christian Märklin und Gustav Binder hervor. Vischer, Strauß und Zimmermann haben die wichtigsten Beiträge zum

„Lagerbuch“ geliefert. Auf einem Zettel, der dem Buch beigelegt ist, finden sich sogar die Spitznamen einiger der Genannten verzeichnet. Vischer hieß vermutlich der „Stadtmaurenkopf“, während sein Namensvetter Carl Vischer „Ofenkopf“ genannt worden sein dürfte. Strauß war der „Kolerablenkopf“, Zimmermann der „Schmelzpfannenkopf“. Friedrich Theodor Vischer wurde indessen gewöhnlich nur „Fritz“ oder „Ditze“ genannt.

Einen guten Blick in das Leben eines hungrigen Blaubeurer Seminaristen geben übrigens einige unveröffentlichte Briefe Vischers an die Schwester Nanny Vischer in Göttingen aus den Jahren 1822 bis 1825. Da heißt es etwa: „... neulich haben wir herrliche Wurst zum Nachtessen bekommen. Das war ein Jubiläum!“ Oder er wünscht sich von ihr „eine recht schöne wohlgebaute und gemästete Göttingerwurst, so groß, daß ich wenigstens darauf reiten kann“. Am 14. Januar 1823 hören wir, er möge das vornehme Sprechen nicht, aber „an Dir ist mir das W u r s t“. Am 9. November 1824 schreibt er: „Um nun aber wieder auf den Speck zu kommen, so thue ich Dir hiermit Meldung, daß ich täglich mehr abnehme, ...!“ Das war deutlich.

In der „Ode an Fritz“ (Nr. 10) vom August 1825 hat David Friedrich Strauß das Blaubeurer Dichten des Freundes wundervoll charakterisiert:

„Der Fritz ergreift die Feder,
Die Muse zieht vom Leder ...“

In Allem, was von Vischer in's Blaubeurer Lagerbuch aufgenommen wurde, erkennen wir den Idealisten, der, mit einem scharfen Blick für das Wirkliche ausgestattet, dieses dennoch nach den Maßstäben des Wahren mißt, um es der Lächerlichkeit preiszugeben. Darin erfährt er Erhebung über sich selbst und seine Umgebung, erlebt er Befreiung. Er praktiziert romantische Ironie wie kaum ein Anderer, auch wider sich. In diesem Sinne dürfen wir es verstehen, wenn er im Dezember 1824 dichtet (Nr. 9):

„Ihr wißt, mir gab mit holder Rechte
der Lieder süßen Mund Apoll;
Und wie auch schrey'n Ephoren-Mächte,
mir tönt die Stimme klar und voll,
Und rugelt, wie ein klarer Born,
und tönet, wie ein helles Horn.

Ha! wie mein edles Aug' entbrannte
als er den klaren Harfenton
Den eines Schultyrannen nannte,
des Mißlauts schmachgebor'ner Sohn;
Ihm freilich schweigt in Ewigkeit
der Sphären Musich Herrlichkeit.

Und ihr, ihr bleibt gelassen sitzen,
als er das Lügenwort gebär,
Und eurem Redner, eurem Fritzen
zerrauftet sein goldnes Haar;
Ihr grifft nicht zum Rappier, zum Beil,
zum Flammendolch, zum Donnerkeil? ...“

Alles wurde poetisiert und ironisiert, das Kleine und Kleinste. In einer „Antwort an Strauß“, „Mosern dedicirt“, vom 11. August 1825, heißt es von diesem Moser, der offenbar eine Vischer'sche Arbeit mit Fettflecken versehen hatte:

„Durchblättert mein Argument
Mit seinen wüsten Brates-Händ ...“

Mit diesem Moser ist Jakob Ludwig Hermann Zeller gemeint, ein Urenkel Joh. Jakob Mosers. An Bossert wendet sich eine Ode, in der Vischer eine „Schwester“ anspricht und ihr ein Haar von seiner Brust überreicht:

„Dem Haare gleich, o liebeliche Schwester, hast
Du mir auch oft an dem Busen geruht.
Und ich fühlte so selig den süßen Druck
Deiner beinernen Knochen, o!“

Doch sind dies Alles, wenn auch echt Vischer'sche, genialische Bagatellen. Anders steht es um Vischers „Lied vom Ausritt“, ein „Epos in mehreren Gesängen“. Es stellt eine Erinnerung an den Abschied aus Blaubeuren am 27. September 1825 dar. Indessen was für eine! Neben Zimmermanns pathetischem Abschiedsgedicht eine reine Parodie oder vielmehr Travestie! Beim Mondschein besucht man zum letzten Mal gemeinsam den Blautopf:

„Lang dort standen wir alle wehmütig sinnenden Herzens.
Und ich schnappte nach Luft und seufzte die rührenden

[Worte:

Lebe denn wohl, du liebliches Thal, ihr lachenden Auen,
Die wir Brüder so oft durchzogen in trauter Umarmung.
Lebet ihr Felsen wohl, die ich so manchmal erklettert,
Ihr auch duftigen Wälder, ihr schweigend dunkeln

[Haine.

Oftmals lag ich in Euch, in saftiger Eichen Umschattung,
Lieblich schrie Philomele, romantisch brüllte der Guckuck.
Sey mir zum letztenmahle gegrüßt, o Nympe des

[Blautopfs,

Die den bläulichen Strom durch lachende Auen ergießet,
Wo ich zu öfteren Mahlen mit tiefem Klotzer gestanden.
Lebe noch einmal wohl; jetzt Brüder lasset uns scheiden!
Und wir schoben uns all' und wackelten weinend von

[dann.

Alle sehnten wir uns nach des Betts behaglicher

[Wölbung.“

Im zweiten Gesang vernehmen wir, wie ihn die rührelige Abschiedsstimmung fort aus den Aufenthalts-

räumen auf ein gewisses heimliches, mückendurchschwirrtes Gemach treibt:

„Rannte hinab das Dorment, zu jenem hinteren Stübchen,
Schön al fresco gemalt mit bräunlichen Farben die Wände,
Wo, wenn der Zephir weht, die Elfenschaaren im

[Zwielicht

Hin und her sich ergehen mit kosendem zartem Geflüster.
Saß in eine der Zellen, und liess die Gefangenen ledig.

Oft schon daß ich daselbst : dort läßt es so traulich sich
[kosen,

Schmiedet manchen Vers am fluchbelasteten Mittwoch,
Oft auch floh' ich dahin, ein Pfeifchen in Frieden zu
[rauchen.

Jetzo saß ich daselbst zum letztenmahle, o Wehmuth!“

Bei der Schilderung der feierlichen Verabschiedung
hört man schon ganz den künftigen Dichter von
„Auch Einer“:

„Feyerlich sassen herum im grossen Kreise die Herren:
Drey kohlschwarze vor allem, dann Schode, der mächtige
[Seetürk,

Brillenschnape dabey mit luftanfieselnder Nase,
Und noch andres Gewächs. Jetzt traten die Redner mit
[Glanz auf.

Sprachen rührende Worte und seufzten über dem
[Abschied.

Schweig, o Muse, davon – Auch Steine wurden erweicht.
Denn es wischten sich selbst die kanzleyversteinerten
[Herren

Mit dem Degen vom Aug' die schwer anabbende Zähre.“

Es folgt die Beschreibung des Abschieds von vertrauten Bürgerfamilien der Stadt. Dann geht es zurück zum Seminar, wo die Rosse und Chaisen schon warten:

„Einer nur fehlte der Karren, es säumte der ärmliche
[Erzschab,

Widmann, Halter der Post, mit dem fließpapierenen
[Antlitz.

Schlendernd zog ich umher und wechselte Worte des
[Abschieds.

Thränen netzten dir, o ehrlicher Keller, die Wangen,
Du auch hobest den Kropf und gurgeltest Töne der
[Wehmuth,

Buchpapp, trauriger Mann, hochkropfiger, schmieriger
[Fischkopf.“

Des weiteren wird einzelner Seminaristen und ihrer Eigentümlichkeiten schonungslos, aber mit unverbitterter Heiterkeit gedacht. Es kam sogar vor, daß

„Also die rohen Seelen sich voll anzapften des Weines,
Daß sie auf dem Dorment umlagen nach' Sitte der
[Schweine.“

Von Vischer stammt auch der „Abschied aus Blaubeuren“ (Nr. 17), in dem es heißt (Phas war der

Spitzname von Ephorus Reuß, gebildet aus Kaiphas):

„Leb wohl, du finstres Dorment,
Professor, Fass und Repetent,
Und du, o Hahn, der ewig kräht,
Dir ist für uns der Schnabel vernäht!

Leb wohl auch du Collegium,
Ich sitz nicht mehr die Beine krumm,
Und du in Ewigkeit verdammt,
O Lektorglock und Lektoramt.“

Wie anders lauten die Gedichte des alten Vischer auf Blaubeuren:

„Da bist du ja im Morgenstrahl
Mein nie vergess'nes Jugendtal!
Der Berge Kranz, die wunderblaue Quelle,
Städtchen und Kloster, Alles ist zur Stelle.

Noch immer steigt, gezackt und wild,
Empor seltsames Felsgebild,
Burgtrümmer schauen über Höhlenschlünde
Auf stillen Fluß und zarte Wiesengründe.

So oft hab ich geträumt von dir:
Fast, liebes Tal, erschienst du mir
Als Traum, als Märchen, alte, alte Sage
Vom Morgenland, vom jungen Erdentage.“

Daß ihm Blaubeuren inzwischen zum Eingang in ein seliges, am Leben noch nicht enttäuschtes, Kindheits-Wunderland geworden war, zeigt noch packender ein anderes Gedicht:

„Noch einmal hin zum Jugendtal,
Mit siebenundsiebzig Jahren!
Warum nicht dieses eine Mal
Dem Sehnen noch willfahren? . . .

Der Pfad am kleinen, klaren Fluß
Sei rasch jetzt eingeschlagen,
Dorthin, wo an des Tales Schluß
Der Turm, die Giebel ragen,

Dorthin, wo jeder Stein mich kennt,
In die vertrauten Räume,
Hinauf in's dämm'rige Dorment –
Da träum und träum und träume!

Erscheinet, seid zur Stelle gleich,
Ihr frischen, holden Knaben,
Und müßt ich aus dem Totenreich
Bald auch den letzten graben!

Empfang, oh altersbraunes Haus,
Die munteren Gesellen!
Horch, schon durchhallt der Jugend Braus
Die klösterlichen Zellen! . . .

Die Augen leuchten, Lust und Schwung
Strahlt aus den offenen Mienen,
Oh, sie sind glücklich, sie sind jung,
Und ich, und ich mit ihnen!

Nun aber hin zum kühlen Grund,
Am Ueberhang der Buchen,
In dem geheimnisvollen Rund
Die Nixe zu besuchen!

Bist wieder da? Mich freut's, du weißt!
Hör ich die Gute hauchen,
Komm nur den todesreifen Geist
In's reine Blau zu tauchen!"

Wie ganz anders, idealisch erhoben, klingt neben dem Vischer'schen „Lied vom Ausritt“ eine Strophe aus dem, auch im Lagerbuch enthaltenen, Gedicht von Wilhelm Zimmermann „Zum Abschied von Blaubeuren 27. September 1825“:

„Lebt wohl, ihr freyen, vielgeliebten Höhen,
Ihr Thäler, Flüsse, Quellen, lebet wohl –
Die meines Schmerzes Thräne oft gesehen
Wie meine stillen Freuden, lebet wohl.
Auch du, wo ernst der Vorwelt Schauer wehen,
Erhab'ne Felsenfeste, lebe wohl.
Nie wird von Dir mehr in die blaue Weite
die stille Sehnsucht ihre Arme breiten.“

Im „Besuch in Blaubeuren“ hat Zimmermann später, mit geschwächter dichterischer Kraft, die Wiederkehr ähnlich Vischer besungen; dabei erinnern ihn die Blaubeurer Burgruinen an das zerbrochene Haus der deutschen Freiheit.

Die gereimte „Geburtstagsgratulation an Papa 7. März 1823 von Fritz und David Friedrich Strauß“ zeigt uns die beiden Freunde als gemeinsame Autoren (daneben noch Sicherer). Mit „Papa“ war Pfizenmajer gemeint, der schon bei seiner Ankunft über 6 Schuh württembergischen Maßes hatte. Strauß findet darin Töne, die Mörikes Wispeliaden vorwegnehmen:

„Dean Pfizenmajer soll man ehren,
Denn er ist en Schwiteje,
Seinen Burztag zu verklären,
Steigt der Osten aus der Höh,
Und der Serafinen Korps
Wirbelt ihm ihr Loblied vor ...“

Am Schluß findet sich eine Zeichnung von Giengen, dazu „Papas Lebenslauf und aufsteigende Linie entworfen von Fritz“ mit einer Wöchnerin und Kind, einem Storch, der eine Tabakspfeife bringt, und einem Grabkreuz.

„Zauberey u. Spengler / eine romantische Nationaltragödie / in 3 Akten u. 1 Prolog / von David Fried. / Strauß / publicirt 21 Febr. 1826 / Im Namen meines Rieger.“, so lautet eine kleine dramatische Skizze, deren Urheber somit Strauß ist. Dabei befindet sich das von Frey entworfene Profilbildnis des Helden,

genannt König Jeremias – in Wahrheit Ephorus Reuß –, ein zweites Bildnis desselben und eines der Königin. Durch die Machenschaften einer, von Hexen unterstützten, Zauberin wird nämlich der Gestrenge in einen zornmütig regierenden König verwandelt. Den Schluß bildet ein schreckliches Erwachen aus allen Selbstherrlichkeitsträumen. König Jeremias fährt auf: „Wer hat die Krone fort?“ Schließlich bringt man einen Brief, adressiert „Sr. Hochwürden Dem Herrn Ephorus Reuß“. Reuß richtet einen schmerzlichen Blick zum Himmel. Der Vorhang fällt. Ephorus Dilger, dem wir eine Darstellung „Kloster, Klosterschule und Seminar Blaubeuren“ verdanken (Rede zur Vierhundertjahrfeier am 13. Oktober 1956) läßt uns allerdings Ephorus Reuß nicht nur im Zerrspiegel des Blaubeurer Seminaristenhumors erblicken; er weist auf die großen pädagogischen Fähigkeiten dieses Mannes und seine Verdienste um die Reform der Klosterschulen hin. Daß er dabei „schrullenhaft bis zur Lächerlichkeit“ war, mußte ihn natürlich dem Spott der „Genies“ preisgeben, so etwa, wenn er die Seminaristen ein von ihm auf des Königs Geburtstag gedichtetes Lied nach der Melodie „Aus des Todes Banden“ singen ließ, das anhebt:

„Seid in Gottes Namen
echte Südgermanen ...“

Auch an seine, das Ausmaß der Verderbtheit seiner Pflegebefohlenen aufdeckende, Rede wider die Geniepromotion, welche gegen die Morgensuppe gestreikt hatte, erinnert Ephorus Dilger in diesem Zusammenhang mit Recht. Die Strauß'sche Groteske gilt vornehmlich seinem cholerischen Naturell.

Ein weiterer Beitrag von Strauß ist betitelt „Goldene Einfassung / für / Hn. Leopold Freyen, Hosp. / dargehalten u. überreicht / bey dessen Abschiedssuffe / 10 Sept. ano domini 1825 / von D. F. Strauß / aus Louisburg.“ Darin kommen folgende Verse vor:

„Trauter Frey, du bist ein Schlegel
Eines Kalbs, noch nicht geprägt,
Oder auch von einem Schwein –
Aber nicht empfindlich seyn!

Erst Examens heiße Küche
Giebt ihm Bratens Wohlgerüche,
Erst in des Examens Rauch
Wird zum Schinken jener auch ...

Wenn dann in der Logik Kachel
Er sich dreht wie eine Krachel,
Zeig ihm deinen Kettenschluß
Strahlender Goklenius.

Dabei steht die Zeichnung eines Gockelers mit einer Kette.

In wundervoll geschraubten Schachtelsätzen entwickelt sich die, in Prosa gefaßte, Rede von Strauß auf den vom Ephorus überrittenen Hund desselben Frey; eine begleitende Zeichnung zeigt einen Vierfüßler mit menschlichem Gesicht unter den Hufen eines Pferdes. Der Titel lautet: „Rede am frühen Grabe Johann Jacob Tröpfners / genannt Widerwart, / dem tiefgebeugten Leid und Kreuzträger / Herrn / Leopold Freyen / dedicirt / vom Verfasser, Halter und Freund des obigen / D. F. Strauß.“ Sie gipfelt in dem, bei der gekennzeichneten Diktion um so lapidarer wirkenden, Satz: „Ein liebenswürdigerer Hund wurde nie überritten.“

In einem Gedicht, bezeichnet „Vollmonds-Erscheinungen von Sicherer“ (Nr. 5), wird die Kneipe der Genie-Promotion gefeiert. Eine Zeichnung läßt ein Haus mit der Aufschrift „Honny soit qui mal y pense“, auf einem Felsen bei einer Allee gelegen, erkennen. Die Erklärung hierzu lautet: „Ansicht der Fidolia, des hervorragenden Theils der Schusterburg, dem alten freyherrlichen Geschlechte der Riexinger gehörig, liegt in einem anmuthigen Thale, ohnweit dem Ursprung der Blau, an eine Hügelreihe gelehnt; dem Besucher jener Gegend besonders zur aufmerksamen Beachtung zu empfehlen.“ Beigefügt ist ferner eine Zeichnung des alten Riexinger mit 4 Flaschen, „entworfen von Fritz“. Anspielungen auf diese Schusterburg kehren in den Beiträgen des Lagerbuches hier und dort wieder. Strauß, der in seiner Biographie Märklins das Klosterleben schildert, sagt dazu, daß der Besuch eines Gasthofes zwar verboten war, später jedoch nicht verhindert werden konnte; in der Schusterburg habe man sich bei Bier und Kegelspiel besonders gern erholt.

So verstehen wir auch die Strophe im „Abschied von Blaubeuren“ Vischers:

„Du lieblicher Garten am Bergeshang
Was weinst du so schaurigen Grabgesang?
Es ziehen die Freunde, das macht dir so schwer:
Herr Schuster, ein Krügler, so donnert's nicht mehr.“

Auch im „Ochsen“ in Blaubeuren fühlte man sich wohl:

„Ihr freundlichen Stübchen im Ochsen dort,
Am Blaugestade, wir müssen fort:
Wir durchdampfen Euch nicht mehr mit Rauchtak,
Nicht kommt mehr der Bossert mit seinem Frack.“

Nicht zuletzt kommt den, im Nachtrag des Lagerbuches enthaltenen, 76 Kern'schen Versen von 1841 ein hoher Quellenwert für die Blaubeurer Erinnerungen der Genie-Promotion zu; dazu tragen die in der

Abschrift jenes Buches enthaltenen Anmerkungen (vgl. unsere Anmerkung 2) wesentlich bei. Diese Verse bringen einen Rückblick auf die Liebschaften der Seminaristen, klassifiziert nach folgender Ordnung: Liebschaften, aus denen etwas geworden ist, solche, aus denen nichts geworden ist, und solche, die gar keine waren. Übrigens hat Kern drei Strophen von Vischer aufgenommen. Es sind die besten des Gedichtes. Eine macht uns mit einem besonders merkwürdigen verliebten Brauch bekannt:

„Waren überhaupt im Lieben
Manche desperat genug,
Daß sie auf Papierchen schrieben
Der Geliebten Namenszug,
Küssten's glühend, und, fürwahr,
Frassen's auf mit Haut und Haar.“

Die beiden anderen Strophen sind auf den späteren Böblinger Oberamtmann Walther gemünzt:

„Sprach er einstens dort mit Schnaufen
Auf dem hintern Gang zum Fritz
Nachts im Auf- und Niederlaufen:
Weißt du was ich tu? Kotz Blitz!
Auf ein Messer kratze ich
Bertha, ach, ich liebe dich.

Drunter soll mein Name stehen.
In des Kurz'schen Hauses Flur
Werf ich's im Vorübergehen.
Das muß wirken, Fritz. Natur –!
Dabei seufzt der arme Tropf
Dampfend wie ein Gogelhopf.“

Der nachmalige Pfarrer Eduard Süßkind, Lupp genannt, muß von Kern hören:

„Dort am Fenster des Dormentes
Nachts um 10 Uhr oder so,
Spricht der Lupp: Ach, in mir brennt es
Gelt und dir geht's ebenso?
Gott bewahre, sprach ich drauf,
Ich tret' ab und geb' sie auf.“

Die Zeilen auf Vischer sind nicht verständlich, wenn man nicht weiß, daß dieser mit dem Hut des Gänsejungen, den er um 2 Kreuzer erhandelt hatte, durch Blaubeuren ging. Dieser war ein uralter, durchlöcherter preußischer Filz, durch den der Junge Gänsefedern gesteckt hatte.

„Vischer einst des Gänsejungen
Federhut auf seinem Kopf,
War so stolz durch's Thor gedrunge
Wie ein Preuß' auf seinen Zopf,
Und das Sträßle weit entlang
Tönte laut der Hohngesang.

Als ihn drauf die holden Damen
 Bald auf einer Lustpartie
 Gütig an die Seite nahmen,
 Fragt ihn eine sans génie
 Gänshirt, wann geht's Amt nun an?
 Heute, sprach der Biedermann.

Vermutlich geschah dies mit einem Blick in die Runde.
 Über Strauß und Vischer vernehmen wir, daß sie
 ihren Mädchen die Spitznamen „Simpel“ und
 „Mohr“ gegeben hatten:

„Beid' ins Erdloch hinzufügen
 Hatte Strauß einst das Begehrt.“

Diesem Erdloch ist übrigens ein eigener Beitrag gewidmet: „Genaue / und faßliche Beschreibung / von der / Illumination oder Beleuchtung / des / berühmten Erdlochs / bey / Sontheim auf der Alp / 3 Jul. 1825 / Ins Licht gestellt von Makkabäus Olmöcker / Schulmeister“ (Nr. 14).

In den erwähnten Anmerkungen finden sich noch ein paar Verse, die Vischer von Strauß während des Unterrichts zugesteckt wurden. Einen Mann, namens Kling, der keine Zähne mehr hatte und deshalb undeutlich sprach, nannten sie nämlich, seitdem er die Geschichte einer Flußschildkröte erzählt hatte, die „Floßschellkratt“. Ferner muß man wissen, daß dessen Vetter Gräter bei heißem Wetter, in deutlicher Steigerung, zuerst über asiatische, dann afri-

kanische und schließlich indianische Hitze klagte. Die Verse lauten:

„Wollen wir nicht, lieber Fritze,
 In der indianischen Hitze
 Eine kühle Ruhestatt
 Suchen bei der Floßschellkratt?“

Genialische Spässe! Kindereien gewiß, Spielereien! Aber auch hier bereitete der Spielbetrieb nur einem späteren, männlich und ernst gestaltenden, Formtrieb den Weg, der auf geistige Bewältigung des Lebens in voller Freiheit und weltüberlegener Heiterkeit zielt.

¹ Herrn Direktor Dr. B. Zeller, Fräulein Ackermann und Herrn Dr. Volke vom Schiller-Nationalmuseum spreche ich für freundliche Leitung und Beratung meinen herzlichen Dank aus. Ebenso Herrn Ephorus Dilger vom Ev.-theol. Seminar Blaubeuren, der eine Abschrift der Liste der Promotionsangehörigen 1821–1825 anfertigte und zur Verfügung stellte.

² Das Schiller-Nationalmuseum besitzt:

- a) das „Blaubeurer Lagerbuch“ (Aufschrift auf dem Rücken) mit 187 handbeschriebenen Oktavseiten, pappgebunden. Einlage: 2 handgeschriebene Zettel: 1. Bl. 3–4 eines vierseitigen Schreibens von Robert Vischer, 2. ein Verzeichnis von Spitznamen der Genie-Promotion, das infolge von abgerissenen Stellen lückenhaft ist.
- b) eine Abschrift des Blaubeurer Lagerbuchs (so bezeichnet) mit 187 handbeschriebenen Quartseiten, pappgebunden. Mit einem Brief von Robert Vischer vom 4. Mai 1906 (siehe vorher). Diese Abschrift ist wichtig durch die im Original nicht enthaltenen Anmerkungen zum Nachtrag.

Ein Taugenichts im 18. Jahrhundert

Ein Stück Familiengeschichte aus alten Teilungsprotokollen und Kirchenbüchern

Von Friedrich Fezer

Vom 12. Februar bis zum 30. April 1706 lagen württembergische Haustruppen in den Ortschaften rings um Schorndorf und Winnenden im Winterquartier. Sie waren nach der Niederschlagung des Aufstands in Bayern wieder ins Land zurückgekommen und sollten nach ihrer Ruhezeit an den Rhein gegen die Franzosen ziehen.

Auch in dem kleinen Weiler Reichenbach bei Steinach war eine Korporalschaft eingerückt, und weil es in den geringen Häusern der „Armen Leute“ (wie die Untertanen in den kleinen Landorten damals in amtlichen Registern genannt wurden) gar so armselig herging, so schauten die Mädchen verlangend nach den Soldaten. Konnte man nicht durch eine Heirat mit einem der Ein-

quartierten aus der Armutei heraus und zu Wohlstand gelangen?

Margarete, der Tochter des Bauern Jakob Schletzer, war es 1692 auf diese Weise gelungen. Während des damaligen Winterquartiers hatte sie Jakob Speck, einen Reiter aus dem badischen Kreisdragoneregiment gewonnen und ihn vor dem Abrücken im Januar 1693 geheiratet. Sie hatte dann freilich wie andere Soldatenfrauen einige Jahre hinter den Truppen her von Ort zu Ort ziehen müssen, bis der Krieg im Jahr 1697 durch den Friedensschluß von Ryswyk beendet worden war. Aber nun war das Paar in Rieppur in der Markgrafschaft Baden-Durlach und betrieb dort eine gutgehende Wirtschaft mit Metzgerei.

Aber daß in Kriegszeiten Glück und Unglück besonders nahe beieinander sind, hatte sich noch im selben Jahr, in dem Margarete den Dragoner Speck geheiratet hatte, erwiesen: am 25. Juli 1693 wurde Barbara Schletzer, die Mutter der jungen Soldatenfrau, die Eier auf den Markt nach Winnenden getragen hatte, von französischen Soldaten, die die Stadt vor ihrer Räumung an allen vier Enden in Brand gesteckt hatten, auf dem Feld nahe der Stadt „elendiglich zu Tod geschändet und erschossen“.

Von den beiden Töchtern, die der Witwer damals noch hatte, verheiratete sich die ältere bald darauf nach Mittelfranken, während die zehnjährige Barbara beim Vater blieb. Dieser schloß aber „nach Ablauf des Trauerjahrs“ eine zweite Ehe, aus der noch fünf Kinder hervorgingen.

Man kann sich denken, daß Barbara daheim nun keine schöne Zeit gehabt hat: viel Arbeit und magere Kost, da im Haus ohnehin Schmalhans Küchenmeister war. Das geht deutlich aus dem Teilungsprotokoll von Steinach hervor. Nach heutigen Begriffen hätten zwar die 22 Morgen Ackerfeld mehr als ausreichen müssen für eine Familie, aber bei der ungenügenden Düngung der damaligen Zeit haben sie nur geringen Ertrag gebracht. Der kleine Viehstand – 1 Ochse, 1 Kuh, 1 Hahn und einige Hennen – trug wohl noch weniger ein. Und dem Sachvermögen von insgesamt 464 Gulden stand eine Schuldenlast von 421 Gulden gegenüber, für die seit fünf Jahren keine Zinsen mehr bezahlt worden waren (1693). Auch die Summe der unbezahlten „Bußen und Rügen“ bei der Waiblinger Waldvogtei, wo die Reichenbacher nur Recht auf geringes Holz besaßen, wuchs von Jahr zu Jahr. Dazu waren auch Steuern und Zehnten teilweise noch im Rückstand. So wuchsen die Schulden stetig an, wie die Protokolle von 1694, 1707 und 1711 zeigen.

Unter solchen Verhältnissen herangewachsen, hatte nun Barbara nur einen Wunsch: aus diesem Elend herauszukommen. Auch ihre gleichnamige Base, die Tochter von Georg Schletzer, bei dem es doch nach den schon genannten Protokollen an nichts fehlte, was man damals wünschen mochte, heiratete in diesen Tagen einen Soldaten, den Dragoner Ulrich Grob aus Iptingen bei Vaihingen a. d. Enz. Niemand ahnte, daß sie wenige Jahre später, nachdem ihr Mann im Krieg umgekommen, als arme Soldatenwitwe ins Elternhaus zurückkommen würde.

Auch die zuvor schon genannte Barbara Schletzer gewann im Frühjahr 1706 einen Soldaten zum Ehemann, den Musketier im württembergischen Kreisinfanterieregiment Adam Kübler vom Göckelhof bei Welzheim. Die Aussteuer, die sie von ihrem Vater erhielt, ist auf 10 Gulden geschätzt:

fünfviertel Morgen Acker und ein Viertel Morgen Wiese, ein Tischtuch und zwei Leintücher, ein Handtuch und eine zwilchene Bettzieche.

Das Beibringen des Bräutigams bestand in 51 Gulden Bargeld, eine Summe, für die man damals 3 Kühe hätte kaufen können.

Barbara folgte nun auch ihrem Mann ins Feldlager am

Rhein, kam im nächsten Jahr, als der französische Marschall Villars durch die deutschen Linien gebrochen war, wieder zurück mit den Truppen, und wir erfahren, daß ihre Habe inzwischen durch Sold und Beute um 26 Goldgulden zugenommen hat, eine Tatsache, die das offenkundige Bestreben der jungen Eheleute, zu sparen und vorwärts zu kommen, deutlich erkennen läßt.

Der französische Vorstoß vom Jahr 1707 wurde aber von den Reichstruppen, die sich bei Gaildorf wieder gestellt haben, aufgehalten. Es gelang ihnen, Villars wieder über den Neckar zurückzutreiben, und bei diesen Truppenbewegungen kam Barbara mit ihrem Mann wieder nach Reichenbach, und während diesem Aufenthalt wurde dem Paar der erste Sohn geboren und nach dem Vater Adam genannt. Daß der Knabe einmal das „schwarze Schaf“ der Familie werden würde, konnte damals niemand ahnen.

Nachdem 1713 der Spanische Erbfolgekrieg durch den Frieden von Utrecht zu Ende gegangen war, wurde Hans Adam Kübler entlassen und kaufte sich in Reichenbach, der Heimat der Frau, an, übernahm auch nach dem Tod seines Schwiegervaters dessen Güter (und Schulden!). In den Jahren nach dem Krieg wurden der Familie noch fünf Kinder geschenkt, von denen aber zwei bald nach der Geburt starben. Die jungen Eheleute sind auch vorangekommen, konnten eine Schuld nach der anderen tilgen und manches Grundstück dazukaufen.

Eines Tages kam die Schwester aus Rieppur in die alte Heimat, um ihre Verwandten in Reichenbach zu besuchen. Ein besonderer Grund hatte sie hergeführt. Ihre Ehe mit Jakob Speck war kinderlos geblieben; da wollte sie Schwester und Schwager bitten, ihr den ältesten Sohn – er war damals gerade 10 Jahre alt – mitzugeben. Sie wollen ihn an Kindes Statt annehmen und ihm einmal ihr Geschäft vererben. Ein besonderes Glück scheint da ihrem Buben zu winken, und mit Freuden lassen die Eltern ihren Adam mit der Muhme ziehen. Sie haben ja noch zwei jüngere Buben und zwei Mädchen.

Auch weiterhin ist ihnen das Glück hold gewesen. Nachdem ihr Anwesen allmählich so groß war, daß sie es mit eigenen Kräften und gelegentlicher Hilfe von Tagelöhnern gerade noch bewältigen konnten, legten sie die erzielten Überschüsse nutzbringend an, und sicher hat mancher in der Umgebung die Familie um den offensichtlich steigenden Wohlstand beneidet.

Aber das Schicksal schien plötzlich einen Strich durch ihre Rechnung gemacht zu haben: ihr Ältester in Rieppur, vom Pflegevater Jakob Speck 1721 in die Lehre genommen, damit er das Metzgerhandwerk erlerne, kam auf Abwege und verbrauchte mehr Geld, als ihm zustand. Er nahm es aus der Ladenkasse und verkaufte auch Fleisch für die eigene Tasche. Als die Verwandten es merkten, beklagten sie sich bei den Eltern, die nun den ungeratenen Sohn wieder nach Hause nehmen mußten. Schweren Herzens schickten sie die 56 Gulden, die er entwendet hatte, nach Rieppur.

Wir können uns denken, daß ihm die Arbeit im Eltern-

haus wenig zusagte, und er vermißte das Geld, das er in Rieppur so leicht hatte erlangen können, sehr. Als er im Winter 1733 einem Offizier, der in Winnenden einquartiert war, mit dessen eigenen Pferden das Holz zuführte, das dieser von seinem Vater gekauft hatte, stahl er eine silberne Halfterkette und machte sie zu Geld, das er nachher mit einigen Kameraden verjübelte. Natürlich kam die Sache an den Tag, und Adam Kübler wurde einige Wochen eingesperrt. Die Eltern aber mußten die gestohlene Kette und die Kosten der Haft ersetzen – 10 Gulden.

Als dann Adam wieder frei war, ließ er sich für ein württembergisches Kreisregiment anwerben und wurde Soldat. Als solcher lag er 1736 in der Umgebung von Schorndorf im Quartier. Zusammen mit einigen Kameraden paßte er den Bleicher von Schorndorf ab, stahl das ausgelegte Tuch und verkaufte es. Als dann Adam merkte, daß die Sache ruchbar war, desertierte er und nahm Handgeld vom Dragonerregiment des österreichischen Grafen Khevenhüller. So konnte man ihn selbst nicht mehr fassen, und der Bleicher wandte sich an die Eltern des Übeltäters.

Auch diesmal mußten sie für den Schaden aufkommen und dem Bleicher 45 Gulden bezahlen. Aber bald darauf wurde Adam Kübler, der einen jungen Rekruten von Lehenberg zur Desertion verleitet hatte, mit diesem zusammen in Winnenden festgenommen und für 14 Tage eingesperrt. Die Zehrkosten für Mann und Roß blieben an den Eltern hängen: 20 Gulden!

Sooft Adam Kübler in der Heimat auftauchte, brachte er Kummer und Schande über seine Familie. Als er 1739 auf Besuch zu den Seinen kam, stahl er in der Neumühle 1½ Scheffel Weizen und versuchte, ihn in Schorndorf zu verkaufen. Dabei wurde er von den Stadtknechten ergriffen und ins Gefängnis gebracht. Es gelang ihm zwar, auszubrechen, aber Vater und Mutter hatten wieder für die Unkosten, 8 Gulden, aufzukommen.

Im österreichischen Erbfolgekrieg führten ihn die Kriegsläufe – zum Glück für die Eltern – weit nach Osten, und er galt lange als verschollen, bis er im Herbst 1748 als verwilderter, zerlumpter Soldat mit einer liederlichen Frauensperson und 3 halbwüchsigen Kindern wieder vor dem Elternhaus erschien. Die Eltern konnten nicht anders, als den Tunichtgut samt seiner Familie und dem abgezehrten Pferd in ihrem Haus aufzunehmen. Der

Kriegsgaul fraß 14 Wochen lang ihr Heu, und das Soldatenweib versorgte sich und ihre Kinder aus den Truhen der Schwiegermutter mit Kleidern und Hemden. „Was er sie da gekostet, ist nit zu sagen.“

Zwar hatten drei von den jüngeren Geschwistern sich gut verheiratet und waren ihrer rechtschaffenen Eltern würdig; aber das Unglück mit dem Ältesten bedrückte die Eltern, um so mehr, als nun ihre jüngste Tochter, von dem Bräutigam verlassen, mit einem Kind sitzen blieb. An einem heißen Julitag 1749 verließ der alte Adam Kübler sein Haus, ohne zu sagen, wohin er gehe. Er kam nicht mehr nach Hause, auch nicht am folgenden Tag, und als man endlich nach ihm suchte, fand man ihn tot in einer der vielen Schluchten des nahen Waldes.

Auf Befehl des Oberamtmanns wurde eine Untersuchung des Falles durchgeführt, wobei man zu dem Schluß kam, Adam Kübler sei eines natürlichen Todes gestorben und vermutlich während seines Umherirrens vom Schläge getroffen worden. Trotzdem erschienen die Umstände seines Todes den Nachbarn so dunkel, daß ihn der Geistliche nicht am hellen Tage, sondern erst abends nach Einbruch der Dunkelheit im Buocher Kirchhof beerdigen ließ.

Als man dann vor dem Nachlaßgericht die Erbmasse verteilen wollte, war so wenig Bargeld vorhanden, daß die Witwe mit der noch ledigen jüngsten Tochter hätte Güter verkaufen müssen, um die auswärts verheirateten Kinder abzufinden. So wartete man, bis man auch für die Jüngste, Eva Johanna, einen Mann fand, der das nötige Geld in die Ehe brachte, damit man die Teilung vollziehen konnte. Auch die Mutter des Tunichtguts, Hans Adam Küblers Wittib, blieb nicht mehr lang auf ihrem Witwengut. In den ersten Oktobertagen 1750 reiste sie nach Rieppur, um das Erbe ihrer kurz vorher verstorbenen Schwester in Empfang zu nehmen und starb auf der Heimreise zu Enzweihingen, wo sie auch begraben wurde. Ihr Vermögen (616 fl.) wurde unter die fünf Kinder verteilt, also auch unter den mißratenen Ältesten, dessen Name in diesen Nachlaßakten zum letztenmal genannt wird. Er kam nie mehr in die Berglen zurück und blieb von nun an verschollen.

Merkwürdig ist, daß auch die Familiennamen Schletzer und Kübler, denen man im 17. und 18. Jahrhundert in Reichenbach so oft begegnet, mit ihm aus der Gegend verschwunden sind.

Tragik der deutschen Demokratie

Zu Theodor Heuss: „Erinnerungen 1905–1933“

Von Ernst Müller

In der wilhelminischen Zeit verfaßten führende Politiker Memoiren oder Denkwürdigkeiten. Die des Fürsten Bülow liefen auf geschickte Rechtfertigungen aller Fehler hinaus, die Nation und Monarch dem schwachen und höfischen Reichskanzler angelastet hatten. Nach 1919, 1933, 1945 enthüllten die Memoiren von Sozialdemokraten die verfassungswidrigen Praktiken der Nationalsozialisten, des Unrechtstaates, den Terror einer faschistischen Diktatur, die Putschversuche von ewig Gestrigen, Monarchisten, Junkern und Resten des preußischen Feudalismus. Mit solchen überkommenen Gattungen haben die Erinnerungen von Theodor Heuss, die jetzt die „Vorspiele des Lebens“ und die Zeit bis 1933 umfassen, nur am Rande zu tun. Als Theodor Heuss nach zehnjähriger Amtszeit in Bonn in den Ruhestand ging und sein Stuttgarter Gähkopf-Haus bezog mit Nah- und Fernblicken vom Odenwald bis zu ferndämmernden Höhen der Alb, war es für ihn längst ausgemacht, daß er die 1945 angefangene Geschichte seines Lebens fortführen werde mit dem Ziel, in sie auch seine Bundespräsidentenzeit und die Adenauer-Epoche der Bundesrepublik Deutschland einzubringen.

Der jetzt vorliegende erste Teil, der auf den politischen Bühnen der letzten Epoche Wilhelms II. und fast von der Mitte des Buches an im Zeitraum der Weimarer Demokratie spielt, bestätigt meine Vermutung, daß Politisches im engeren Wortverstand wohl miterinnert und erzählt wird, daß aber gemäß der Vielseitigkeit des Autors und gemäß der vielfältigen Engagements des Naumann-Schülers und nach 1919 des Naumann-Erben und Naumann-Biographen (1936) die Erinnerungen auf den breiten Grund einer Kultur- und Geistesgeschichte der Deutschen gesetzt sind. Außer der Musik gibt es keine wesentliche Frage, zu der Theodor Heuss nicht Stellung bezogen hätte oder die ihm fremd oder unwichtig erschienen wäre. Ja, ich möchte sagen, der entscheidende Wert seiner Erinnerungen könnte dahin fixiert werden, daß politisches Geschehen als Teilstück eines umfassenderen kulturellen Geschehens im Hinblick auf eine werdende deutsche Demokratie begriffen und angerührt wurde. Sein eigentliches Thema, sein Leitmotiv sehe ich deutlich durch alle Kapitel ziehen und sich variieren: Wie ist der von Naumann konzipierte Volksstaat, Deutschland einerseits in einer konstitutionellen Monarchie zu „parlamentarisieren“ (Mitverantwortung des Reichstags an Regierungsprogrammen) und wie sind andererseits in einer parlamentarischen Demokratie (seit 1919) die schroff und haltlos

wuchernden Gegensätze zwischen sozialer und kapitalistischer, nationaler, unitarischer und föderalistisch-demokratischer Denkweise zu bändigen und zu versöhnen?

Die Gesinnung, in der und durch die Theodor Heuss in den kulturellen und politischen Stellungnahmen, auf dem weiten Feld der Künste und der Literatur, bei seiner Propagandaarbeit für den 1908 von Naumann mitbegründeten Deutschen Werkbund dachte und handelte, hatte wohl ihre Wurzeln im Nationalsozialen des Naumann-Kreises; aber doch über den Meister hinaus praktizierte der Erbe und Schüler recht selbständig, ich möchte sagen, einen wissenschaftlich geschützten Liberalismus, der an einer höchst anspruchsvollen Vorstellung von überkonfessioneller Politik, Parlamentarismus, Demokratie ausgerichtet war und dem im Grunde keine einzige der bestehenden Parteien im Umkreis der linken Sozialdemokraten bis zu den romantischen Schwärmern der Konservativen der Rechten genügen konnte.

Die Erinnerungen machen klar und deutlich, wie schwer es den ernstesten Naumannianern aus der Vorkriegszeit fallen mußte, irgendwo bei irgend welchen sozialliberalen Parteien und Parteigruppierungen heimisch zu werden.

Hier konnten Brücken geschlagen, Gemeinsamkeiten gebildet werden. Derlei Begegnungen wiederholten sich, als Theodor Heuss nach Bildung der „Fortschrittlichen Volkspartei“ in der frühen Kanzlerschaft des redlichen und sittlich hochstehenden Bethmann-Hollweg, Debatteredner des „Fortschrittlichen Jugendvereins Eugen Richter“ in Berlin geworden war und er Gelegenheit hatte, mit den Unzufriedenen aus den Reihen der Bebel-Partei bekannt zu werden, dem Stuttgarter Karl Hildebrandt, Dr. August Müller und Albert Südekum, alles Köpfe, denen die brave kleinbürgerliche Gesinnung der Partei schon lange nicht mehr paßte, die nur ungenügende Fortschritte des Sozialen sahen, denen der offizielle Klassenkampf längst über war, weil er nur Rückschritt bedeutete. In diesem Zusammenhang interessant sind die Bekehrungen der Naumann-Barth-Leute einerseits zu den Sozialdemokraten, wie der „hochmütige Sentimentalische“, Rudolf Breitscheid, andererseits zu den Nationalliberalen wie Gustav Stresemann, den Heuss fünfzehn Jahre später „nicht leiden konnte“, weil der Volksparteiler in der Frage des zweiten Reichspräsidenten sein monarchisches Herz entdeckte und mit der Wahl Hindenburgs dem neuen Militarismus die Wege bereitete, in dem er gegen den demokratischen Kandidaten, den Süddeutschen Geßler, querschloß. So deckt Heuss Spuren der Tragik auf gerade in den poli-

tischen Handlungen und Entscheidungen jener hervorragenden Köpfe, die zu Beginn ihres Wirkens unruhige Naumänner gewesen waren. Aber es gab auch Fälle, wo Heuss sich vor den Entscheidungen seiner damaligen Gesinnungsfreunde verbeugte. Etwa der Fall seines Vorgängers in der Sparte Politik bei der „Hilfe“. Der sozialdemokratischen Laufbahn von Eugen Katz zollt er höchste Bewunderung und ist 1949 dem Richter des Bundesverfassungsgerichtes dankbar, daß er ihn bei der Nichtaufnahme des Volksentscheids in das Grundgesetz unterstützte. Alle Nationalsozialen, die nach rechts abwanderten, erfahren die bittersten Zensuren: ob es nun der radikale Bodenreformer Adolf Damaschke oder der geniale Hellmuth von Gerlach oder gar der fanatische Balte Paul Rohrbach war, der einzige, der den eingefleischten „Binnenländern“ mit Welterfahrungen begegnen konnte und später das Idol der „Alldutschen“ wurde, die völlig unreal vom deutschen Weltchicksal und der deutschen Wertsendung sprachen.

„Das heiterste Mißverständnis verleitete Rohrbach einmal einen sozusagen weltanschaulichen Roman zu schreiben“ (S. 33). Es zeigt sich in all diesen Fällen aus dem Kreise der Nationalsozialen eine typische Haltung von Theodor Heuss: es gibt für ihn immer nur Lebenskameradie auf Distanz, er widersteht in seiner nüchternen Art und in seinem stark ausgebildeten Reflexionstrieb allen Abirrungen in dogmatische Parteilichkeit und in unreaie Schwärmerei, gleichgültig ob die Anfichtungen von links oder rechts kamen. Ist das schwäbisch-fränkisches Familienerbe? Vielleicht zu einem gewissen Grad. An entscheidenden Stellen fallen dann die verdächtigen Stichworte: er will ein Demokrat sein, wie Vater und Großvater, wie die heimatlichen 1848iger, die er immer wieder studiert und bei denen er Rat holt: vor allem den musischen Satiriker Ludwig Pfau und ein wenig auch den poetischen Charakterpolitiker Ludwig Uhland. Wo das Musische, die heitere Gelassenheit fehlt, ist bei einem Politiker etwas nicht in Ordnung. Naumanns Vorbild freilich ist hier an erster Stelle zu nennen. Indessen Heuss vertieft sowohl Naumanns Sinn für schöne Formen als auch seine etwas im Sonntagsstil steckengebliebene Theologie. Das auf Lohnkonflikte eingeschränkte materialistische Denken der Revisionisten und erst recht das der Liebknecht- und Bebel-Leute ist gänzlich untüchtig zur Verbesserung der sozialen Verhältnisse der Arbeiterschaft. Man muß den sozialen Linkern die Augen und Herzen öffnen für die freundlich-humanen Töne des Evangeliums und ihnen zeigen, daß der Heiland seit eh und je ein Volksfreund war, der nicht in Elendsquartiere einkehrt, dem es lieber ist, wenn ihn die Arbeiter in Werkbundsiedlungen empfangen.

Man liest nicht ohne tiefe Zustimmung das menschlich so aufschlußreiche Gedenken, das der Erzähler seinem „Freund“, dem badischen Sozialdemokraten, dem 32jährigen jüdischen Rechtsanwalt Ludwig Frank, den Heuss 1906 in einem Berliner Caféhaus kennengelernt hatte, beinahe wie einem Helden gewidmet hat (S. 40 ff.).

Frank gehörte zu den „Fortschrittlichen“, denen, die mit dem Bebel-Kurs unzufrieden waren. Heuss nennt ihn einen Lassalleaner, dem, wie auch dem Heidelberger Friedrich Ebert, das gemeinsame Vaterland wichtiger war als der Klassenkampf der Partei. „Die theoretischen Dinge interessierten ihn nicht allzusehr, am ehesten noch in ihrer historischen Würde, sicher nicht in einer aktuellen Verbindlichkeit – er war mehr Demokrat als Sozialist, freilich in der Betrachtung der preußischen Staatskonstruktion von einer besorgten Ungeduld, die mit revolutionären Untertönen grollen konnte. Er war auf eine entzückende Weise nebenher badischer Patriot; ich glaube schier, er war bereit, Scheffel zu den großen deutschen Dichtern zu rechnen, weil dieser in Baden geboren war.“

Als Abgeordneter von Karlsruhe-Ost hat sich Ludwig Frank in den Augusttagen 1914 als erster Sozialdemokrat zu den Freiwilligen gemeldet. Vier Wochen später hat seiner hoffnungsvollen Karriere eine französische Infanteriekugel ein Ende gesetzt.

Dazu bemerkt Heuss: „Besäßen die Deutschen eine größere Begabung für den Sinn echter Tragik, als ihnen eigen ist, dann hätte auch der rasche Soldatentod des ungedienten, kriegsfreiwilligen jüdischen Rechtsanwalts und Abgeordneten als symbolkräftiges Opfer jene Geschichtsmächtigkeit gewinnen können, gewinnen müssen, die von dem lebend wirkenden Schwarzwälder erwartet wurde.“ Das Gedenken an den „Fall“ Frank hat der Erzähler bewußt darum nach 1945 so ausführlich in seine Erinnerungen aufgenommen, weil er – man könnte noch manches andere Beispiel aufführen – mit seinen Erinnerungen der deutschen Gegenwart eine kritische Mahnung zukommen lassen wollte. Es ging Heuss überhaupt in seinen Erinnerungen nicht darum, unbewältigte Vergangenheit zu schildern, sondern auf unbewältigte Gegenwart hinzuweisen.

Auf den Kongressen der Evangelischen Kirche sympathisiert Heuss mit jenen Pfarrern und deren Theologie, die die Zeichen der Zeit verstanden haben, die etwas von Troeltschs „Soziallehren der christlichen Kirchen“ wußten, die Harnacks (den er hoch schätzte und mit dem er sogar über Frau Elly Heuss-Knapp entfernt verwandt war) „Wesen des Christentums“ praktizierten und die in ihren Predigten die sozialen Probleme im Industriezeitalter behandelten und von oben herab befohlener Rechtgläubigkeit Abstand nahmen. Sein württembergischer Freund Gottfried Traub, der damals kühnste Wortführer einer dogmenfreien Religiosität, taufte ihm 1910 den einzigen Sohn Ernst Ludwig in derselben Kirche zu Straßburg, in welcher der Medizinstudent und Theologe Albert Schweitzer zwei Jahre vorher die Naumann-Verehrerin und in der Frauen-Arbeit tätige Elly Knapp, zweite Tochter des Straßburger Nationalökonom und Staatsrechtlers G. F. Knapp, mit dem Schriftsteller und Redakteur Heuss zusammengab. Aufrichtigen Schmerz bereitete ihm dann Gottfried Traub nachmals, als er mit schrecklichem Wortbombast alldutsche Sieges-trompeten schmetterte. Tragik auch hier: auch die liberale

Theologie ging den Weg des chauvinistischen Opfers fürs Vaterland und ruinierte damit ihren hohen Wissenschaftswert, den ihr der edle und nüchterne Harnack, die Deissmann, Bousset, Gunkel, Schweitzer u. a. weltgütig gegeben hatten.

Frau Heuss – dies sei nebenbei erwähnt – ist nicht nur die erzieherisch tätige Ehefrau, sondern mehr noch die Mitarbeiterin am Naumannwerk, die große Praktikerin, die den männlichen Hemmungen und Reflexionen mit Erfolg die fürsorgende Tat entgegensetzte und im Instinkt stets prekäre Situationen besser meisterte als der männliche Partner. Lächelnd bemerkt der Ehegatte, eigentlich habe es nur eine einzige Differenz zwischen ihm und seiner Frau gegeben: sie schwärmte, aus ihrem fabelhaften Gedächtnis ganze Gedichte rezitierend, für Stefan George, ihm waren die Gedichte von Dehmel (vielleicht auch Hesse) lieber. Elly Heuss-Knapp, übrigens eine großartige Schriftstellerin, war es denn auch, die beim zweiten Aufenthalt in Berlin nach 1918 die Zeichen der Zeit richtig ortete: der Naumannsche Liberalismus war zu Ende gelebt, die protestantische Kirche war aufgefordert, sich dem Sozialismus und Atheismus zu stellen und konnte das nur tun, wenn sie sich neu auf das Evangelium und die Verkündigung besann. Bei dem in Schöneberg wirkenden Pfarrer Otto Dibelius ist Frau Heuss in ein enges Verhältnis zur Kirche und ihren Aufgaben getreten. Sie ist nicht plötzlich „fromm“ geworden, aber sie merkte mit dem Instinkt der Frau, daß aus dem Dogma die Kraft christlichen Wirkens in die Welt zu holen war. Wohlgemeintes soziales Predigen genügte jetzt nicht mehr, wo es Ernst wurde im deutschen Volk, wo die Ideologien nach politischer Macht strebten, wo die Parteien sich mit Weltanschauungen christlichen Charakters tarnten und panzerten.

Wie aber, fragen wir nun, verlief die politische Karriere von Theodor Heuss? Sie begann, tröstlich für einen Württemberger, nicht in Berlin, sondern in der Heimat. 1907 gelang es dem jüngsten Naumann-Adepten mit kräftigen Propaganda- und Wahlreden, dem Meister im Wahlbezirk Heilbronn einen Sitz im Reichstag zu erobern. Freilich die Hauptunterstützung leistete damals Ernst Jäckh und seine Heilbronner „Neckar-Zeitung“. Voraus gingen württembergische Landtagswahlen. „Auf den Wunsch schwäbischer Freunde fuhr ich nach Stuttgart und war zum ersten Male in dem Anwaltsbüro in der Tübinger Straße (steht heute noch), das ich später so oft besucht habe, um mit dem für die taktischen Dinge entscheidenden Mann der württembergischen Demokraten, Conrad Haußmann, zu ‚verhandeln‘. ‚Wir‘, die Nationalsozialen, würden in Weinsberg die Parole für ihre Partei ausgeben, wenn diese uns Urach, dessen bisheriger Abgeordneter resigniert hatte, zur Bewerbung überließe. Ich nehme an, daß Conrad Haußmann die Fragwürdigkeit meiner Proposition völlig durchschaute, aber doch dankbar dafür war. Denn er war in den letzten Jahren zu einem Vorkämpfer der ‚liberalen Einigung‘ geworden,

hatte begonnen, die partikular-schwäbische Betrachtung zu verlassen, auch spürte er wohl, daß seiner Gruppe eine gedankliche und personelle Auffrischung nichts schaden könne – so wurden wir uns einig. Ich konnte zusagen, daß ‚unser Kandidat‘, falls er gewählt würde, als Gast der volksparteiichen Landtagsfraktion beitreten werde“ (S. 48/49). Köstlich die Schilderungen des Wahlredners auf Albdörfern, in Metzingen und Urach, bei Versammlungen, die kaum die Zahl 20 überschritten und bei denen der feurige Heuss manches über seine unreife Jugend von den bedächtigen Landsleuten hören mußte. Immerhin man nahm im Lande die zugkräftigen Thesen gegen das rückständige Preußen und sein Dreiklassenwahlrecht (in Süddeutschland hatte sich längst das allgemeine Wahlrecht durchgesetzt) positiv auf und man brachte im Uracher Kreis den freisinnigen Kandidaten Ludwig Bauer durch. Die Folge: Naumann siegte dann in Heilbronn in den ein Jahr später stattgehabten Reichstagswahlen. Norddeutscher Freisinn war in der württembergischen konservativen Demokratie heimisch geworden. Die Bahn für reichsdeutsches Denken war geöffnet. Heuss war stolz auf seine Erfolge.

Nun – die liberale Einigung hatte stattgefunden. In der Ära Bethmann-Hollweg leisteten die württembergischen Demokraten (auch die badischen) im Reichstag mit den Naumann-Leuten gewichtige Vorarbeit für das dann 1917 erreichte Ziel der Übernahme der parlamentarischen Mitverantwortung an der Regierungstätigkeit in der zu Ende gehenden Kaiser- und Kriegszeit. Heuss erlebte diese grundlegenden Veränderungen nicht im aktiven politischen Dienst, sondern als Zuschauer und Außenstehender, alle seine Versuche ins Parlament zu kommen (z. B. 1913 mit Unterstützung der württ. SPD), scheiterten an seiner Jugend. „Kronprinz meuset warte könne“, entgegnete ihm Chef Payer.

Von 1912 an (dem Jahr, als Naumann in Heilbronn nicht wiedergewählt wurde) bis Ende 1918 leitete er als Nachfolger Jäckhs die bedeutendste Zeitung des württembergischen Unterlandes. Die Umsiedlung machte weniger ihm als seiner Frau Mißbehagen, insofern sie den hochgeistigen Berliner Verwandtenkreis um Adolf Harnack und Hans Delbrück verlassen mußte und mit ihrer Frauenarbeit im „provinzialen Klima“ Heilbronns zunächst Befremdung und Anstoß erregte. Zustatten kamen aber dem gut dotierten Chefredakteur in der Provinz seine Erfahrungen mit Literaten und Schriftstellern aus der Berliner Zeit (Tätigkeit im deutschen Schriftstellerverband), die ihm über den dichterisch interessierten Conrad Haußmann die Redaktion der süddeutschdemokratisch orientierten Halbmonatsschrift „März“ (1848) eintrug. Sein nächster Mitarbeiter war der damals auch in Württemberg geschätzte Bayer Ludwig Thoma.

Dann kam der große Krieg und er brachte dem Redakteur zuerst einige schmerzliche Erfahrungen. Ludwig Thoma „konvertierte zu einem politischen Bayerntum, das er bislang bekämpft hatte“ (S. 191). Er trat damals

auch aus der Redaktion des *Simplicissimus* aus. In ersten Zeiten hielt es der bayerische Volksdichter für unmoralisch, den Kaiser und Deutschland ironisch oder mit Witzen anzugreifen und den tapfer kämpfenden Feldgrauen mit Verdächtigungen des Militarismus in den Rücken zu fallen. Heuss stand als „Weltkind in der Mitten“, als er im „März“ Angriffe der Alldeutschen auf den in der Schweiz lebenden Hermann Hesse, der von Bern aus deutsche Kriegsgefangene mit Literatur versorgte, eindeutig zurückwies. Beinahe zu einem Prozeß ist es gekommen, als im „März“ die „Zaberner Affäre“ mit einer Notiz des Schwaben Ulrich Rauscher (Vertreter der „Frankfurter Zeitung“ in Straßburg) zugunsten der Elsässer beurteilt wurde, da dies Reichsland eben mit einer neuen Verfassung ein autonomer Bundesstaat geworden war und die harmlose Affäre des kleinen Leutnants Freiherr von Forster also nicht mehr vor ein Militärgericht gehörte, sondern vor das Straßburger Parlament, was im übrigen die führende deutsche Presse damals allgemein zum Ausdruck brachte.

Heuss galt seither bei dem Heilbronner Regiment als Antimilitarist. Er trug den Verdacht mit Würde. Nicht ausgekommen ist er in Heilbronn gleich zu Kriegsbeginn mit den Scharfmachern und den studienrätlichen Alldeutschen, die ihre Annexionsziele (was die Reichsregierung streng untersagt hatte) in phantastischen Broschüren (Korridor von Belfort bis Toul) und Zeichnungen massenhaft verbreiteten. Dagegen erhob er Einspruch und ging bis zum Stuttgarter Kriegsministerium.

Was war im großen Kampf zu tun? Der Naumann-Schüler wußte bald, wirtschaftlich ist der Krieg nicht zu gewinnen. Der Tirpitzplan, Blockade gegen Blockade mit U-Booten veralteter Konstruktion (der Heilbronner Karl Bartenbach wirkte hier führend mit) mußte scheitern. Also war Heuss für den Naumannschen Mittel-Europa-Plan tätig und mobilisierte auch den alten 1848er Einheitsgedanken und den Geist der Klassiker. Als Kriegsschrift gedacht war die gründliche Studie „Schwaben und der deutsche Geist“, in der er Schiller, Hegel, Friedrich List und Paul Pfizer zu Zeugen aufrief für die Unzerstörbarkeit der deutschen Einheit.

Das war immerhin nützlicher als das, was Männer wie Sombart produzierten, wenn sie das „tragische Verhältnis zwischen England und Deutschland in der kritischen Vereinfachung ‚Händler und Helden‘ vortrugen“ (S. 207).

Ferner schrieb er für die Naumannsche Schriftenfolge „Der deutsche Volksstaat“ seine nach meiner Ansicht vielleicht beste Studie „Die Bundesstaaten und das Reich“. Hier die Deutung. „Der Krieg war, auch wenn es noch vier Kriegsminister gab – jeder ‚König‘ besaß einen –, ein *Geschichtsunternehmen* des Reiches, nicht bloß für den militärischen Oberbefehl, in dessen nächste Stufung drei monarchische Thronfolger eingegliedert waren, sondern auch in der ganzen Legislative – zumal für die Finanzierung und die Eingriffe in die Sozialordnung; der Exekutive und Kontrolle aber fehlte der Apparat des Reiches. Diese Dinge waren die fast täglichen Sorgen

(1915). Es war, wenn man den Krieg nicht mit heiterem Optimismus als Zwischendurch-Geschichte beurteilte, ernsthaft nicht daran zu denken, daß die Verfassungslage mit den Sätzen rechtlich durchkommen werde, in denen Bismarck nach drei siegreichen Kriegen den *preußischen Hegemonialismus* geformt hatte oder mit Kompromissen formen ließ“ (S. 205).

Hier spricht 48er Geist. Heuss hat ihn im ersten Weltkrieg wieder entdeckt und versuchte diesen Geist auch der Weimarer Republik einzuflößen. Hier bejahe ich und viele Deutsche den weitsichtigen Politiker Heuss, der aber tragisch in der Weimarer Zeit allein stand. Unter dem Kurzkanzler, dem Protestanten Georg Michaelis, ging das „Konstitutionelle System“ der kaiserlichen Regierung zugrunde. Die Kabinettskonstellationen gegen Ende des Krieges waren Verlegenheitslösungen, sie offenbarten nur um so deutlicher die Ohnmacht des Reiches. Auf der Lauensteiner Tagung 1917 (vom Verleger Diedrichs veranstaltet) hörte Heuss die an Majestätsbeleidigungen grenzenden Reden Max Webers, lernte den großen preußischen Staatsphilosophen Friedrich Meinecke kennen und schätzen – sie hatten ähnliche Vorstellungen: die Monarchie ist verloren, die Rettung Deutschlands liegt in einer *die Einheit des Reiches grundlegenden demokratischen Verfassung*. Gelingt das nicht, machen weiterhin die Bundesstaaten föderalistische selbständige Politik. Das Experiment Kurt Eisners in München diene zur Warnung. Berthold Heymann, damals württembergischer Vertreter bei Länderbesprechungen in Berlin, war von Heuss für die Einheit gewonnen. Friedrich Ebert bejahte den Entwurf der Rechtsgrundlagen der Demokratie des Staatsrechtlers Hugo Preuß, Max Weber unterstützte Preuß, an die Spitze des erneuerten Reiches soll ein Präsident, vom Volk gewählt, berufen werden. Die hegemoniale Rolle Preußens mußte fallen. Preußen sollte in seine Verwaltungsprovinzen aufgeteilt werden.

Heuss hielt in Stuttgart (1919) eine Rede, in der er empfahl, *Württemberg, Baden und die Rheinpfalz* (die stammesmäßig nichts mit Bayern zu tun hatte) sollten sich *zusammenschließen*. „Bald merkte ich, daß ich völlig isolierter Solosänger war, denn meine schwäbischen Freunde rezitierten das ‚Hie gut Württemberg allewege‘, meine badischen das Lösungswort vom ‚Musterlände‘“ (S. 243). Nun immerhin – die Südweststaat-Prophetie war geboren. Vielleicht erlebt es Heuss noch, daß sie gesichert und verwirklicht ist.

In diesem Zusammenhang sei noch etwas Wichtiges erwähnt. Heuss hat dem älteren Parteifreund und aktiv im Parlament und im Verfassungsausschuß wirkenden Conrad Haußmann geraten, die Willensbildung des Volkes in der Demokratie nicht zu überschätzen. Was für einen traditionsreichen Kleinbund, wie die Schweiz, richtig ist, paßt nicht in eine Reichsverfassung. Heuss dachte an das Plebiszit, den Volksentscheid, das Volksbegehren. Preuß wollte ihn für den Konfliktfall zwischen Exekutive und Legislative, Heuss sah schon 1919 in ihm eine gefährliche Konkurrenz zur Position des Parlaments. Die

Entwicklung der Weimarer Demokratie gab seiner Skepsis recht, wenngleich damals niemand ahnen konnte, daß Hitler einmal den Volksentscheid als Mittel der brutalen Demagogie verwenden würde. Wieder ist die Entwicklung tragisch verlaufen trotz der damals besten Verfassung. Verfassung: sie stand in Schwarz-Rot-Gold eingerahmt auf dem Papier. Die Parteien und die Alliierten (Versailles) haben dafür gesorgt, daß sich niemand nach ihr richtete, daß sie im innerpolitischen Kampf von den Deutschen selbst tagtäglich zerrissen und verhöhnt wurde.

Erst 1924 zog der Demokrat Heuss in den Reichstag ein. Zwei Drittel der Erinnerungen sind erzählt. Schreibart und Stil beschränken sich nun auf historisierende Skizzen, Lageberichte, scharfe, meist ungnädige, hart entlarvende Skizzen von führenden Persönlichkeiten, wie die Karrieristen *Schacht* und *Carl Schmitt*. Papens Memoiren „Die Wahrheit“ nennt er ein „Lügengebäude“. Für den Historiker der Weimarer Zeit fällt da manches ab, was man noch nicht wußte. Schwäbisches kommt nur noch selten vor.

Auffallend ist, daß der Erzähler, je schwerer das Parlament um seine Existenz ringen muß, je mehr seine eigene Partei an Wählern verliert und schließlich Anschluß sucht an Nachbarn, um so eindeutiger, kühler und entschiedener die Politik der Vernunft, die Verfassung, die Demokratie als *Schicksalsform der Deutschen* verteidigt und ihre Ideale herausstellt gegen jede Art von Mißbrauch. Der Feind steht dann stets rechts, die Sozialdemokraten sind die in das Mitte-Bürgertum aufgenommenen stärksten und dankbarst unterstützten Säulen der Demokratie. Kein Hehl macht Heuss daraus, daß die Kommunisten- und Marxistengefahr, mit der die Rechten und dann die Nationalsozialisten arbeiten, nichts ist als demagogischer Schwindel zur Erringung der Macht im Parlament.

Dank wird Ebert gezollt: er hat das Reich vor der Sowjetisierung gerettet, als er vorbildlich Parteiinteressen hinter Staatsinteressen stellte. Schmach und Schande über die Journaille, die ihn in den moralischen Tod hetzte, in dem widerlichen Hochverratsprozeß, den die Rechte gegen ihn angestrengt hatte. Ohne je bekennend und pathetisch zu werden, spricht Heuss gelassen und fast wie ein Wissenschaftler von seiner Arbeit als Studienleiter an der „Deutschen Hochschule für Politik“, wo er in Vorlesungen solche Stoffe behandelte, die heute auf allen deutschen Universitäten im Fach der Zeitgeschichte und der Politischen Wissenschaften behandelt werden. Immerhin war er der erste, der Vorlesungen über die Geschichte von demokratischen Parteien gehalten hat.

Ich meine, in dem Kapitel „Aufstieg und Absturz“ (S. 349 ff.) hat der Erzähler das, was er an der „Deutschen Hochschule für Politik“ lehrte, an wirklich ereigneten praktischen Beispielen aufgezeigt. Man könnte dem Kapitel die Überschrift geben: Vom idealen Naumannschen Volksstaat in das tragische Volksschicksal. Oder

anders: Heraufkunft und Einbruch Hitlers. Heuss bejaht die Demokratie der „Systemzeit“, aber er muß sie gegen ihre Zerstörer verteidigen: diese sind die Romantiker der „Konservativen Revolution“ und die Abenteurer und Barbaren der nationalsozialistischen Revolution. Erstere erscheinen ihm mit Recht eben so gefährlich wie letztere. Bei der Debatte um den Eintritt der Deutschen in den Völkerbund zeigten die Deutschnationalen, daß sie, gleichgültig aus welchen Motiven auch, unfähig waren, eine Politik ohne Illusionen, eine Demokratie mit eigenem künstlerischem und literarischem Stil zu begreifen und zu unterstützen. Man flüchtete in die Kunst und Literatur des letzten Kaiserreichs und erfand für das demokratische Schaffen den verhängnisvollen Begriff des „Kulturbolschewismus“. Damit war der Demokratie die geistige Lebensader durchschnitten, sie war der brutalen Politik preisgegeben, die so tat, als sei der Kaiser nicht geschlagen, das Reich nie besiegt worden.

Spenglers „Untergang des Abendlandes“ prophezeite das zu erwartende Schicksal der Demokratie: das Kommen der Condottiere-Naturen an der Spitze von Privatarmeen, das Erwachen des Preußentums gegen chaotische Massendemokratie und Sozialismus, Cäsar gegen die Republik. Hugenberg praktizierte Spenglers Prophezeiungen: Hakenkreuz am schwarz-weiß-roten Band (Stahlhelm), Kampf den Erfüllungspolitikern, Störungen der Verhandlungen mit der alliierten Kontrollkommission, Hindenburg zum Stellvertreter-Mythos des Kaisers erhoben. Die Folge: laufende Regierungskrisen und Kanzlerstürze. Schacht und Genossen bilden hundertfach nachgeahmte Beispiele für Überläufer in die Rechts-Politik. Die Demokratie war aufgegeben, bevor sie Hitler vollends zerschlug.

Heuss rechnet mit dem vulgären Rechtser, mit Hitler ab in seiner Studie „Hitlers Weg“ (1931). „Nach dem 30. Januar 1933 hatte Goebbels in Deutschland sofort die Arbeit verboten und sie auf die Liste der Bücher gesetzt, die in einem läppischen Kopieren des Verfahrens vom Wartburggründungsfest der Burschenschaft (1817), im Mai 1933 vor der Berliner Universität mit Schmähworten verbrannt wurden.“ (S. 398). Nach 1949 wurden aus ihr, wie Heuss mit gutigem Lächeln erzählt, einige ironische Stellen in der Sowjetzone positiv zitiert und dann im Gegensatz, als die „Nazis wieder in der Bundesrepublik publizistisch antraten“ ist Heuss wegen dieser Schrift des Nazismus verdächtigt worden. „Sehr lehrreicher Vorgang!“.

So also stand am 11. Mai 1932, als Heuss seine letzte, die Brüning-Politik im Reichstag gegen die nationalsozialistischen Legenden und Lügen verteidigende Rede für seine „Deutsche Staatspartei“ hielt, der Ideal-Demokrat Naumannscher Herkunft, der 48iger, der einzige Lehrer der Demokratie deutscher Prägung, schicksalhaft allein. Die Katastrophe brandete über ihn herein. Er verschwand in der inneren Emigration.

Friedrich Baser, *Musikheimat Baden-Württemberg*, Atlantis-Verlag Freiburg i. Br. 1963, DM 18.-.

Selten enttäuscht ein Buch so sehr, wie das vorliegende (mit dem Untertitel „Tausend Jahre Musikentwicklung“). Der Leser nimmt das Basersche Werk erwartungsfreudig zur Hand – wird jedoch schon ob des Titels und des Untertitels stutzig. Baden-Württemberg ist – wie bekannt – ein reichlich junges Bundesland, innerhalb dessen von einer tausendjährigen Musikentwicklung wohl nicht gut gesprochen werden kann. Deswegen blieb es dem Verfasser naturgemäß nicht erspart, sämtliche Pflegestätten der Musik innerhalb dieses heutigen Staatsgefüges zu durchleuchten. Dies hat Baser freilich auch getan. Dem Leser aber bleibt es unerfindlich, nach welchem „Schlüssel“ die Auswahl seiner Darstellungen erfolgte.

Zunächst ist nicht klar, was eigentlich „Musikheimat“ bedeutet. Daß innerhalb der Grenzen des heutigen Baden-Württemberg musikalisch-kompositionell einiges innerhalb eines Jahrtausends geschah, weiß der Musikgeschichtler – und das hat schon Köstlin nachgewiesen. Basers Buch nimmt jedoch für die Musikheimat auch alles in Beschlag, was innerhalb Baden-Württemberg reproduziert wurde. M. E. müßte man ein solches Buch, das ein Nachschlagewerk sein möchte, aufgliedern in drei Hauptdisziplinen: a) was hat das Land selbst beigesteuert? b) was wurde (bzw. wird) musiziert? und c) wie hat die Musikheimat ausgestrahlt?

Der Rezensent ist durchaus kein Anhänger des Wortes „Allemannia non cantat“; er weiß aber auch, daß Spitzenerscheinungen wie z. B. Bach nicht vorhanden sind. Gerade deshalb fühlen wir auf dem Gebiete der produzierenden Musik in Basers Buch manche Lücke. Sie zu schließen, wäre unter dem Aspekt, daß wir eine Musikheimat seien, dringende Notwendigkeit. So bleiben die Forschungsergebnisse z. B. eines Alfons Krißmann ebenso unerwähnt wie diejenigen, die 1951 die internationale Barock-, Orgel- und Musiktagung von Ohsenhausen in bezug auf unser heutiges Land erbrachten.

Auf viele Unrichtigkeiten machte ohnlängst die Stuttgarter Zeitung aufmerksam; sie hier wiederaufzuzählen und sie zu ergänzen ist nicht Aufgabe dieser Rezension. Was aber fastgar diskriminierend wirkt, ist, daß Baser sich einerseits mit der Schilderung episodenhafter Einzelheiten nicht genügen kann; andererseits ganz gewichtige Dinge kurzerhand unterschlägt. Wo bleiben die Erwähnungen z. B. landesumfassender Kirchengesangstage, Bach- und anderer Feste? Wo die Singbewegung, wo der Schwäbische Sängerbund, wo die Erwähnung heute bedeutsamer Pflegestätten der Musik? Die Kirchenmusikschulen Eßlingen und Rottenburg, die mancherlei städtischen Musikschulen usw. bleiben unerwähnt – und wo schon welche erwähnt sind: warum werden in gleichem Maße nicht alle genannt? Man könnte darüber hinweggehen, wenn Baser nicht bei den Musikpflegestätten, die er nennt, derart ins Detail ginge, daß er sogar ganze Programmauszüge bringt!

Sein Buch nennt sich aber auch ein Heimatbuch. Unter diesem Gesichtspunkt hätten Männer etwa im Range eines Wilhelm Nagel – obwohl er sich vom Silcher-Stil kaum zu lösen vermochte – sicherlich auch Erwähnung verdient. Statt dessen werden die Debuts gastierender hochrangiger Künstler für die „Musikheimat“ kurzerhand „vereinnahmt“. Gewiß, man erfährt hier manche interessante Einzelheit: wie auswärtige Größen verehrt

und gefeiert wurden; und solches gehört natürlich auch zum Gesamttrahmen. Man kann sich jedoch angesichts solcher überbetonter Detailschilderungen nicht des (manchmal peinlichen!) Eindrucks erwehren, der Verfasser habe sich mit aller Gewalt bemüht, Baden-Württemberg zu der Musikheimat zu machen; kurz: er schmückt unser Bundesland bisweilen mit fremden Federn. Lieber wäre es uns gewesen, das Kompositorische innerhalb der Landesgrenzen wäre mehr zu seinem Recht gekommen und in Vergleich zu anderen Musiklandschaften gestellt worden.

Angesichts der vielen Mängel, die diese ansonsten fleißige Arbeit aufweist, auch angesichts der Tatsache, daß der sich wie ein flottgeschriebener „musikalischer Roman“ lesende Inhalt eben nicht als das erweist, was er in Wirklichkeit sein möchte, können wir nur nachdrücklich hoffen und wünschen, daß die vielen Forschungsfehler nicht Allgemeingut werden. Eine Neubearbeitung des unser Land interessierenden Stoffes müßte eine Gemeinschaftsarbeit werden; bei einer solchen wären die finanziellen Zuschüsse des Kultusministeriums des Landes Baden-Württemberg dann am Platze. *Walter Supper*

Richard Zanker, *Geliebtes altes Stuttgart*. Erinnerungen und Begegnungen. Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart. 1963. 180 Seiten mit 51 Tafeln. Ganzleinen DM 29.50 (Luxusausgabe in Leder DM 54.-).

Dieses Erinnerungsbuch führt den Leser auf einer beschaulichen Wanderung zurück in eine Vergangenheit, über die sich bereits die Schatten des Vergessens gelegt haben. Richard Zanker, in Stuttgart geboren und aufgewachsen, jahrzehntelang Redakteur am „Schwäbischen Merkur“, dann Mitarbeiter der „Stuttgarter Nachrichten“, will die geistige Atmosphäre der alten heimeligen Residenzstadt um die Jahrhundertwende einfangen. In reizvollem Plauderton, gewürzt mit köstlichen Anekdoten, führt uns Zanker das in den Bombennächten untergegangene Alt-Stuttgart vor die Augen. Denen, die das Bohnenviertel mit seinen prächtigen Originalen noch gekannt haben, die durch die winkligen Gassen der Altstadt gegangen sind, die in den zahlreichen Weinstuben ihr Viertele genossen haben, weckt das Buch teure und zugleich wehmütige Erinnerungen. Die Jüngeren möchte es, wie Oberbürgermeister Dr. Klett in seinem Geleitwort sagt, durch Hinwendung zur Vergangenheit zu besserem Verständnis der Gegenwart führen. – Eine besondere Bereicherung sind die großenteils farbig wiedergegebenen zeitgenössischen Bilder aus Stuttgarts vergangenen Tagen. Aus dem harmonischen Zusammenklang von Text und Bildern ist eine Kulturgeschichte der schwäbischen Hauptstadt am Ende des 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erwachsen – ein Werk, das sich in hervorragendem Maße als Geschenkwerk eignet für alle Stuttgarter und alle Schwaben, nicht zuletzt für die in der ganzen weiten Welt verstreuten.

– *W. Weber*

Oberschwaben. Porträt einer Landschaft. 1963. 112 Seiten, Jan Thorbecke Verlag, Konstanz. DM 19.80.

Der in den bekannten Thorbecke-Bildbüchern kürzlich herausgegebene Band *Oberschwaben* stellt eine Zusammenfassung der 1955 bzw. 1954 erschienenen Bände „Oberschwaben“ und „Allgäustädte“ in völlig neuer Bearbeitung dar. Toni Schneiders und andere Lichtbildner haben die prachtvollen Aufnahmen – darunter acht

farbige – geschaffen. Landschafts- und Städtebilder wechseln mit Wiedergaben von Bauwerken, Plastiken, Gemälden von alter Zeit bis zur unmittelbaren Gegenwart. So entsteht ein lebensvolles „Porträt einer Landschaft“ in ihrer reichen Vielgestaltigkeit und ihrem harmonischen Zusammenklang von Natur und Kunst. Siegfried Krezdorn gibt in feinfühligem Betrachtungen einen Umriss der Geschichte, einen Reisebericht von Ulm zum Allgäu (mit eingestreuten alten Stichen), einen Überblick über die Zeugnisse religiöser Kunst. Walter Münch zieht in einem Beitrag „Tradition und Gegenwart“ die Linien vom Einst zum Jetzt und zeigt auf, wie in dieser in uraltem Kulturboden wurzelnden Kernlandschaft des deutschen Südwestens ein eigenständiges Leben sich entfaltet. – Als Weihnachtsgeschenk besonders zu empfehlen, nicht zuletzt für die reifere Jugend. P. Schmauk

Die Schwäbische Alb in Dichtung und Malerei. Im Auftrag des Schwäbischen Albvereins besorgt von Albert Walzer und Hans Widmann. 1963. Verlag des Schwäb. Albvereins, Stuttgart. 114 Seiten Text, 69 Tafeln. DM 19.80.

Der größte der deutschen Gebirgs- und Wandervereine, der Schwäbische Albverein, hat zur Feier seines 75jährigen Bestehens im Sommer dieses Jahres ein trefflich ausgestattetes Werk herausgebracht, das im besonderen dadurch gekennzeichnet ist, daß es literarische und bildkünstlerische Zeugnisse von der Schwabenalb vereinigt. Die einzelnen Beiträge sind von den namhaftesten Kennern unserer schwäbischen Dichtung und Kunst verfaßt. Vorangestellt ist ein Geleitwort des Vorsitzenden des Albvereins und ein Vorwort der Herausgeber, Hans Widmann berichtet über die Schwäbische Alb in der älteren Dichtung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Hermann Bausinger zieht die Linien weiter bis zur Gegenwart. Karl Schumm behandelt die Alblandschaft auf den Landkarten des 16. und frühen 17. Jahrhunderts, Max Scheffold die Ansichten der Alb im 17. und 18. Jahrhundert, Werner Fleischhauer die Alb in den Augen der klassischen und romantischen Maler, Adolf Schahl das Bild der Alb in der Malerei seit 1860. Zum Schluß und zur Rundung des Ganzen gibt der Mitherausgeber Albert Walzer den Umriss eines Gesamtbildes der Schwäbischen Alb. Auf 69 Tafeln – davon 31 in trefflichen Farbwiedergaben – werden die schönsten Altbilder geboten, von einer Landtafel um 1535 bis zu den Malern unserer Tage, von denen stellvertretend für alle Maria Caspar-Filser, Albert Unseld und Fritz Mader genannt seien. Das Buch ist wirklich ein „Künder der Schönheit und der Eigenart der Schwäbischen Alb“ geworden. Es kann nicht warm genug allen Heimat- und Naturfreunden ans Herz gelegt werden. O. Rühle

Ingaruth und Rudolf Schlauch. Der unversiegte Brunnen. Heitere Geschichten aus Hohenlohe. 160 Seiten. Hohenloher Druck- und Verlagshaus, Gerabronn. Pappband DM 7.80.

Es ist bekannt, daß der Hohenloher gerne plaudert und erzählt. Aus dem bauerlichen Dasein in den kleinen Dörfern, aus dem gemüthlichen Leben der alten Städtchen und Residenzen, aus Jägerhütten, Bauern- und Wirtstuben quillt der Brunnen dieser Erzählungen und Überlieferungen. Aber es besteht die Gefahr, daß die alten „Geschichtlich“ mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Rudolf Schlauch, seit 1935 Pfarrer in Bächlingen unterhalb Langenburg, hat gemeinsam mit seiner Frau zusammengetragen, was an Sagen, Schwänken und Erinnerungen im Volk noch lebendig ist und so ein heiter-besinnliches Buch geschaffen, das nicht nur unbeschwerter

Unterhaltung dient, sondern zugleich eine Volks- und Heimatkunde des Hohenloher Landes darstellt. Es will dazu beitragen, daß der Brunnen der Volksüberlieferung, der Quell der Heimat nicht versiegt. Und so seien alle Heimatfreunde – vor allem jene, die Hohenlohe lieben – mit Nachdruck auf dieses Buch hingewiesen, das durch 15 Zeichnungen von Maria Reiner-Richter noch eine besonders freundliche Note erhalten hat. R. Binder

Oscar Heinitz, Ich baue mir ein Eigenheim. 1963. 304 Seiten. Fackelverlag Stuttgart. DM 7.70.

Dieser Doppelband der Fackelbücherei gibt eine übersichtliche Darstellung über alle Fragen der Planung, Finanzierung und Ausführung eines Eigenheims aus der Feder eines Fachmannes, der sowohl als Privatarchitekt wie als Leiter eines Stadtbauamtes reiche Erfahrung im Bau von Einzel- und von Siedlungshäusern hat. Der Besitz eines eigenen Hauses ist der Wunsch vieler Menschen, und das vorliegende Buch zeigt, daß dieser Wunsch gar nicht so unerfüllbar ist, wie er manchmal scheint, wenn man nur mit der nötigen Energie und Nüchternheit ans Werk geht. Der Leser erfährt Einzelheiten über den Umgang mit dem Architekten, mit den Baubehörden und den Bauhandwerkern, über die verschiedenen Finanzierungsmöglichkeiten unter Zuhilfenahme staatlicher Vergünstigungen usw. Das Buch bringt auch eine so ausführliche Beschreibung der technischen Dinge, daß es jedem Laien möglich ist, den Fortgang des Baues und die richtige Ausführung selbst zu überwachen. Zahlreiche Zeichnungen, Baupläne, Grundrisse und Tabellen machen das im Text Gesagte anschaulich. Das Buch kann rückhaltlos all denen empfohlen werden, die sich mit Baugedanken tragen, weil es besonderen Nachdruck darauf legt zu zeigen, wie die notwendig auftretenden Schwierigkeiten überwunden werden können. Es ist geeignet, das alte schwäbische Sprichwort „Baue' bringt Graue“ Lügen zu strafen. O. Rühle

Hans Franck, Der Scheideweg. Gerhard Heß Verlag, Ulm. Leinen DM 12.80.

Dieser Roman führt uns tief hinein in ernste und leidvolle Probleme, die aus der Not der 1922 beginnenden Epoche des Nationalsozialismus erwachsen. Eine Schwedin vermählt sich mit einem deutschen Professor. Sie ist Ärztin und ist ihrem Beruf mit Leib und Seele verpflichtet, während der Gatte fordert, daß sie als Mutter des Sohnes Pär ihren Beruf aufgeben soll. Die inneren und äußeren Konflikte führen zu einer Trennung, keiner Scheidung. Das Kind gehört teils dem Vater, teils der Mutter, die es beide leidenschaftlich lieben. Am 30. Januar 1933 entschließt sich die Mutter Deutschland zu verlassen und den Sohn mitzunehmen, um ihn zu retten. Die Mutter sieht bereits den Krieg kommen. Pär aber muß nach den Gesetzen bei dem Vater bleiben und erlebt nur zwei Jahre hindurch die Ferienzeit bei der Mutter in Schweden. In dem Dunkel des Krieges will die Mutter durch ihren Opfertod den Sohn retten. Dieser aber entschließt sich, sein Leben dem Vaterland zur Verfügung zu stellen und geht den Weg der Pflicht und des Gehorsams. Dieses Buch führt uns noch einmal zurück in die ungeheuren Konflikte und Probleme, in die der einzelne durch den Nationalsozialismus hineingeworfen worden war. W. Schick

Hermann Noelle, Geh von deinem Acker, Kelte. Hohenstaufen-Verlag Eßlingen. 1963. 400 Seiten. DM 16.80.

Hermann Noelle, den Lesern unserer Zeitschrift als Erzähler kein Unbekannter (vgl. seine Romane „Eine Göt-

tin will ich lieben“, „Der Wall der tausend Türme“, „Der Blumennarr“), legt zu seinem 65. Geburtstag einen neuen historischen Roman vor, der den weltgeschichtlichen Kampf der Kelten, Germanen und Römer zum Gegenstand hat. Der Darstellung liegen die Ergebnisse der Wissenschaft zugrunde; Lücken des Wissens werden in dichterischer Freiheit durch die ergänzende Phantasie ausgefüllt, so daß eine erregende Gesamtschau jener grandiosen Völkerbewegungen entsteht, die um die Wende unserer Zeitrechnung den Lebensraum unserer engeren Heimat mitgestaltet haben. Die historischen Ereignisse werden aufgereiht am Schicksal des Semnonen Hermund, der in jungen Jahren als Geisel an den Hof des Keltenfürsten in Segodunum kommt. Er wird von einer Gesandtschaft unter Führung des Semnonenhäuptlings Arbogast mit Gewalt und List zurückgeholt; seine Heimkehr wird mit Gelagen und Festen gefeiert. Als Waffengefährte des Arbogast macht Hermund den großen Subbenzug von Nord nach Süd mit, kämpft mit wechselndem Glück gegen die Kelten, weil als Mitglied einer Gesandtschaft in Rom, bis sich schließlich sein Geschick erfüllt im Schlachtentod bei dem Treffen zwischen Cäsar und Ariovist im Südsaß im Jahre 58 v. Chr. Dem Erzähler sind Bilder von eindringlicher Kraft gelungen und sein Buch ist warm zu empfehlen als Hinführung zu den Quellen unserer heimatlichen Frühgeschichte. O. Rühle

Friedrich Franz von Unruh, *Die Schultunde*. Hohenstaufen-Verlag Eßlingen. 1963. 64 Seiten. DM 5.80.

Die Novelle umreißt den Weg eines Mannes, der in seiner Jugend in einer Schultunde durch eine äußerlich unscheinbare, für ihn jedoch lebensentscheidende Begebenheit zur Suche nach der letzten Wirklichkeit getrieben wird. Geführt durch alle Höhen und Tiefen des Lebens, durch die Schrecken des Krieges, die Dämonien der erbarmungslosen Wirtschaftswunderwelt und begnadet von einer tiefen und reinen Liebe, findet der Gereifte in der Kunst die Stätte, wo die Vergänglichkeit aufgehoben und die unter den Händen zerrinnende Wirklichkeit ins Absolute gerettet wird. O. Rühle

Karl Heinrich Frhr. v. Neubronner, *Der große Teppich*. Gerh. Heß Verlag, Ulm, Leinen DM 14.80.

Der Autor ist kurz nach Vollendung seines 50. Lebensjahres kürzlich gestorben. Er ist dem schwäbischen Volk längst kein Unbekannter mehr. Sein Roman „Der Schorhof“ machte ihn in weiten Kreisen bekannt, ja in USA wird er z. Z. abgedruckt. Wer seinen Sitz, das entzückend gelegene, alte Schloß Lichtenegg bei Oberndorf am oberen Neckar kennt, läßt sich von dem Autor gerne in die Welt der alten, traditionsgebundenen Familien einführen und erlebt mit Spannung das Schicksal des Hauses Ronden. Die Details sind genau aufgezeichnet und man erlebt stark und nahe die Jahre 1914 bis 1918 und die Jahre 1933 bis 1945. Wie genau ist gerade die Zeit des Dritten Reiches geschildert. Das kann nur ein Mann, der alles mit dem Herzen voll und ganz miterlebt und mitgelitten hat. Die Menschen, die Neubronner zeigt, sind natürlich, er schont keine Schwächen und überhebt keine zu Helden, er zeichnet Menschen des einfachen Tuns, die aus dem Leid heraus reifen und darum spenden dürfen. W. Schick

Eberhard Wolfgang Möller, *Chicago oder der Mann, der auf das Brot trat*. 563 Seiten. Holsten-Verlag Hamburg.

Der Roman erzählt die Geschichte des jungen Joe Leiter, der mit einer sensationellen, weltumfassenden Spekulation die alten Bosse der Weizenbörse Chicagos aus dem

Felde schlägt. Aber Möller begnügt sich nicht damit, die spannende Geschichte spannend zu erzählen; er weitet sein Thema zu einer breitangelegten Darstellung des amerikanischen Lebens in den Jahren vor der Jahrhundertwende. Chicago – das ist der Schauplatz, wo die Herren der Schlachthäuser, der Banken und der Börse ihren Reichtum und ihre Macht entfaltet haben, wo Skrupellosigkeit herrscht und das Gewissen mit der Lösung beruhigt wird: Was ökonomisch richtig ist, ist auch moralisch richtig. Wohin diese Haltung führt, die in dem allgegenwärtigen „Mc Dardan“, dem Nachfahren des berühmten altrömischen Getreidewucherers Dardanus verkörpert ist, zeigt der Autor in immer neuen Bildern. W. Schumacher

Arthur Maximilian Miller, *Schwäbische Weihnacht*. Maximilian Dietrich Verlag, Memmingen. 1963. 60 Seiten. DM 9.80.

Der bekannte oberschwäbische Dichter erzählt hier in seiner heimatlichen Mundart die altvertraute Geschichte von der Geburt Christi nach dem Evangelium des Lukas in einer so innigen Weise, daß sie jedem besinnlichen Leser ans Herz greift. Die Bildhaftigkeit der Sprache und die Einbettung der biblischen Begebenheiten in den Alltag macht das wunderbare Geschehen dort im Stall zu Bethlehem für den Menschen unserer unruhvollen Gegenwart unmittelbar lebendig. Der Text wird begleitet von nachdenklich stimmenden Federzeichnungen von Hugo Lange. A. M. Miller hat mit diesem bibliophil ausgestatteten Bändchen seinen Landsleuten eine schwäbisch gemütvoll weihnachtliche Gabe geschenkt, die auf keinem Weihnachtstisch fehlen sollte. O. Rühle

Jahrweiser für den Heimatfreund

Wie alljährlich möchten wir unsere Leser auf einige Kalender hinweisen, die als treue Begleiter durch das Jahr 1964 besonders empfehlenswert sind. Da ist zunächst der *Schwäbische Heimatkalender* (W. Kohlhammer, Stuttgart, DM 1.80). Er wird von Karl Götz herausgegeben und zeigt in Wort und Bild die bewährte Mischung von Heiterem und Besinnlichem, Belehrendem und Unterhaltendem. Weiter: die Bildkalender des Verlags Stähle und Friedel in Stuttgart. Der *Kunstkalender Maler und Heimat* (DM 5.80) bringt originalgetreue Wiedergaben von Gemälden und Aquarellen namhafter Künstler von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart. Mit dem *Blumenkalender* (DM 4.30) überrascht Professor Otto Ludwig Kunz die Blumenfreunde mit neuen Aquarellen aus der bezaubernden Welt von Blumen und Pflanzen. Der Wert der Bilder wird erhöht durch ausführliche botanische Erläuterungen auf der Kartonrückwand. Von starker Ausdruckskraft sind die Bilder im „Ski- und Bergkalender“ (DM 5.20), die wiederum von Walter Pause zusammengestellt sind, der auch über die Reize der Berglandschaft Betrachtungen anstellt und Vorschläge für Ski- und Bergtouren macht. O. R.

Vier Geschenkbücher für Schwaben

aus dem
W. Kohlhammer Verlag
Stuttgart



Ernst Müller

Kleine Geschichte Württembergs

Zweite, völlig umgearbeitete und bis zur Gegenwart erweiterte Auflage. 260 Seiten. 3 Karten. 4 Stammbäume. 71 Abbildungen. Leinen DM 13.80

„Wer über die Belange württembergischer Geschichte unterrichtet sein will, wer darüber zu reden und zu schreiben hat, wird immer Müllers ‚Kleine Geschichte Württembergs‘ zu Rate ziehen... Der trotz der gediegenen Ausstattung niedrige Preis macht das neue Geschichtsbuch von selbst zu einem schwäbischen Hausbuch, das in keiner Familie fehlen sollte.“
Amtsblatt der Stadt Stuttgart

Lebensbilder aus Schwaben und Franken

Im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben von Max Miller und Robert Uhland

Band VIII: VIII und 391 Seiten. 15 Bildtafeln. Leinen DM 19.50

„Der Band VIII umfaßt wieder 20 Kurzbiographien aus der Feder anerkannter Fachkenner; sie sollen zu einem Gesamtbild der Vergangenheit beitragen und die reiche Mannigfaltigkeit widerspiegeln, die in besonderem Maße unser Land und seine Menschen kennzeichnet. Die Reihe ist eine Fundgrube für jeden, der sich mit der Vergangenheit seiner Heimat verbunden fühlt.“
Schwäbische Zeitung

Soeben erschienen:

Band IX: VII und 432 Seiten. 19 Bildtafeln. Leinen DM 21.50

Der neue, gerade noch rechtzeitig vor Weihnachten erschienene Band enthält wieder 21 Biographien bedeutender Persönlichkeiten unserer Heimat; dadurch, daß sie den verschiedenen Berufen, Sozialschichten, Landschaften und Zeiten angehören, wird der Band zu einem großartigen Kaleidoskop der Geschichte unseres Landes. Er spricht wieder einen weiten Leserkreis an und wird neue Freunde gewinnen für die Reihe, die schwäbischen und fränkischen Persönlichkeiten der Vergangenheit gewidmet ist.

Peter Lahnstein

Schwäbische Silhouetten

129 Seiten. 13 Silhouetten. Pappband DM 8.80

„Die 10 Essays spannen einen stofflich weiten Bogen von einer ausgeklügelten Stammescharakteristik, über schimmernde Städte- und Landschaftsimpressionen bis zu fein gestochenen historischen Schilderungen. Dem Juristen Lahnstein ist mit diesen ‚Schwäbischen Silhouetten‘ ein Buch gelungen, das in eigenständiger Weise als eine geistige Weiterführung von H. Missenharders ‚Schwäb. Essays‘ betrachtet werden muß.“
Südd. Rundfunk



VOLKSBANKEN

BEWAHRT SEIT 100 JAHREN

J.W.H.
1826

Bücher zu Weihnachten

von

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG

STUTTGART N

KÖNIGSTRASSE 17
zwischen Commerzbank und Salamanderbau

TELEFON (0711) 29 18 46/47

Bücher für den Freund württembergischer Geschichte:

PETER HOFFMANN

**Die diplomatischen Beziehungen zwischen Württemberg und Bayern im Krimkrieg
und bis zum Beginn der italienischen Krise (1853–58)**

XII u. 132 Seiten. Kart. DM 13.50

ERNST HIRSCH

Beiträge zur Sprachgeschichte der württembergischen Waldenser

X u. 128 Seiten. Kart. DM 18.—

OTTO-GÜNTER LONHARD

Das Kloster Blaubeuren im Mittelalter

Rechts- und Wirtschaftsgeschichte einer schwäbischen Benediktinerabtei

XV u. 171 Seiten. 23 Tafeln. Englisch brosch. DM 19.50

INGRID SEIDENFADEN

Das Jesuitentheater in Konstanz

Grundlagen und Entwicklung

Ein Beitrag zur Geschichte des Jesuitentheaters in Deutschland

XI u. 192 Seiten mit Anhang. Englisch brosch. DM 21.50

HUGO OTT

Studien zur Geschichte des Klosters St. Blasien im hohen und späten Mittelalter

XIX u. 136 Seiten mit mehreren Tabellen. Kartonierte DM 15.—

Diese Bände sind in den Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg erschienen.



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Kaber u. Märcker

NEUZEITLICHE BÜROMASCHINEN

STUTTGART N • FRITZ-ELSAS-STR. 48 TELEFON 29 47 51/52

MARCHANT

EXACTA

ROTO





Belohnung

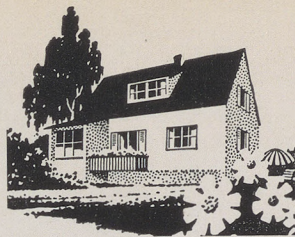
Der Staat, so heißt es, verschenkt nichts. Stimmt das? Sparen, zum Beispiel, wird belohnt. Der Beweis: Prämienbegünstigtes Vertragssparen. Wer sein Geld für eine vertraglich festgesetzte Zeit anlegt, erhält eine Prämie von 20–30% vom Staat. Spargeld + Zinsen + Prämie – das ist dreifacher Sparerfolg! Der Staat hat Interesse am Sparer, er belohnt ihn durch Prämien.

Aus Spargeld wird Vermögen

Jeder kann prämienbegünstigt sparen. Die Höhe der möglichen Sparbeträge hängt dabei vom Familienstand und Alter ab. Ein guter Sparerfolg wird in jedem Fall erzielt. Also: An die Zukunft denken – prämienbegünstigt sparen. Es lohnt sich!

Wenn's um Geld geht...

SPARKASSE



Mit unserer Hilfe werden arbeitstäglich 150 Ein- und Mehrfamilienhäuser finanziert.

Größte deutsche
Bausparkasse

Was andere können, können Sie auch

Sie müssen es nur richtig anpacken. Dazu gehört vor allem, daß Sie die Vorteile eines Bausparvertrages u. die damit verbund. staatl. Hilfen ausnutzen. Wenden Sie sich ans Wüstenrot-Haus in Ludwigsburg. Unseren Bildprospekt E 20 übersenden wir Ihnen gern kostenlos.

Wüstenrot



Schwäbischer Heimatkalender 1964

Herausgegeben in Verbindung mit dem Schwäbischen Heimatbund und dem Schwäbischen Albverein

von Karl Goetz

Preis DM 1.80. W. Kohlhammer Stuttgart



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 273704



Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthhaus Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

Baden- Württemberg

Staat, Wirtschaft, Kultur

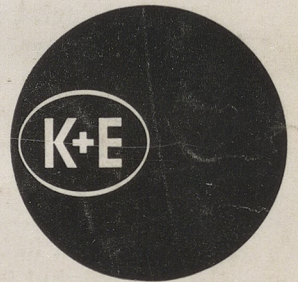
Texte und Bilder. Herausgegeben von Theodor Pfizer. Redaktion Harry Pross. Mit einem Vorwort von Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger. 588 Seiten. Mit 40 Abbildungen. Leinen DM 56.-

Die politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Strömungen zu zeigen und zu deuten, die in Baden-Württemberg wirken, ist Absicht dieses prachtvollen Werkes. In mehr als vierzig Aufsätzen treten die Lebensbereiche dieses Landes plastisch hervor.

Deutsche Verlags-Anstalt



Moderne Fabrikationsanlagen
und gute Mitarbeiter
sind die Gewähr für
hochwertige Druckfarben, wie
sie von Stuttgart-Feuerbach
in alle Welt
geliefert werden



Kast + Ehinger GmbH
Druckfarbenfabrik
Stuttgart-Feuerbach

WÜRTTEMBERGISCHE BANK STUTTGART

GÖPPINGEN
TÜBINGEN

Filialen

REUTLINGEN
ULM / DONAU